

Sächsische
Landesbibliothek
16. DEZ. 1991

Preis: RM. 1,50

Der Querschnitt

7

W 11.21 H 2.71
JEUMONT
LIÈGE
COLOGNE
BERLIN



Sächsische

Z 8°

1291

Landesbibl.

her: E. F. v. GORDON

XV. Jahrgang · Heft 8 · August 1935

* *
*ATLANTIS: Rings um die ganze Erde zieht diese
schöne Zeitschrift ihre Bahn, fast selbst so etwas wie ein
kleiner Himmelskörper, und mit ihrem Licht leuchtet sie
bald hier bald dahin und weist und deutet — Straßen,
Völker — Vergangenes, Gegenwärtiges . . . so be-
richtete kürzlich der Reichssender Leipzig über*

ATLANTIS

DIE GROSSE KULTURZEITSCHRIFT
FÜR LÄNDER, VÖLKER UND REISEN

*
HERAUSGEBER: DR. MARTIN HÜRLIMANN

*
Monatlich ein Heft mit über 80 Seiten und ca. 70 Ab-
bildungen, davon 16 ganzseitigen in Kupfertiefdruck.
Einzelpreis 1,50 RM., bei Jahresbezug 1,25 RM.

*
*Wer „Atlantis“ noch nicht kennt, verlange kostenlos
ein Probeheft vom Verlag Bibliographisches*

Institut AG., Leipzig C 1

Täubchenweg 17c

*

*

DER QUERSCHNITT

XV. Jahrgang

Berlin, August 1935

Heft 8

INHALT

<i>Michael Fry</i> , Schluß mit Entschuldigungen	281
<i>Heinz Luedecke</i> , Von Tacitus bis Knickerbocker	285
<i>Rudolf Fischer</i> , Montaigne und die Verständigung	288
<i>Friedrich Reck-Malleczewen</i> , Erlebnis am Pazifik	292
<i>Rudolf Großmann</i> , Pariser Sommer	296
<i>Maris Regina Fischer</i> , Riviera ohne Fassade	302
<i>Achille Campanile</i> , Ratschläge für angehende Schriftsteller	305
<i>Heddy Neumeister</i> , Der Geschäftsführer	310
<i>Frida Schottmüller</i> , Zur Morgan-Versteigerung in London	313
<i>Ulrich v. Uechtritz</i> , Im Friseursalon	315
<i>Rose Richter</i> , Das Nachthemd	316
<i>Bert Engel</i> , Das rote Pantöffelchen	321
Haus in Saratoga	326

Marginalien:

*Kommende Filme / Erika Matte, Aus den Tanzschulen / Lotte Reinigers
neuester Film / Wolf-Dietrich à la Kaspar Hauser / Komparserie*

Umschlagbild von Richard Duschek

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1935 by Heinrich Jenne Verlag, Berlin

Herausgeber: E. F. v. Gordon

DIE ERDE IN WORT UND BILD

Als erster Band erschien:

ITALIEN

160 Seiten Text, 128 Bilder. In Leinen gebunden RM. 4.80

Aus den Urteilen: Wenn auch von einem Mangel an Italien-Büchern nicht gesprochen werden kann, so wollen wir dieses vom Verleger so schön ausgestattete Buch dennoch willkommen heißen und bestens empfehlen. Es ist einerseits aus dem unmittelbaren Erlebnis heraus geschrieben, andererseits weist es die nötige Objektivität in der Beurteilung des Geschauten auf. Vom Standpunkt der Aktualität ist es insofern zu empfehlen, als es uns mit der allzu breiten Darlegung altbekannter historischer Details verschönt und dafür die für den Menschen von heute weit wichtigeren Auskünfte über das moderne Italien — das Italien Mussolinis — in einer von jeder persönlichen Affektion freien Weise ebenso gründlich als unterhaltsam erteilt. Von der Geschichte des Landes bis zum Speisezettel und den Geheimnissen der italienischen Kochkunst bietet uns der Verfasser Einblick in tausenderlei Dinge, über die uns weder Burckhart noch Gregorovius etwas mitteilen konnten. Wenn auch die Werke dieser beiden zuletzt genannten Autoren immer den Vorrang einnehmen werden, so kann sich Reinwaldts Buch schicklich in die Reihe der besten Publikationen über das Land Italien fügen. Es ist jedem zu empfehlen, der die Absicht hat, seiner deutschen Sehnsucht nach dem „sonnigen Süden“ Rechnung zu tragen. *Jugend, 1935, Nr. 23*

In kurzen Abständen werden zunächst folgen:

Japan — Brasilien — China — England — Kanada

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN



London, Unterhaus

R. Duschek

Schluß mit Entschuldigungen

Von
Michael Fry, London

Da ich kein Deutscher bin, kann ich auch sagen, was ich über die Deutschen denke, ohne daß man mir mangelnden Patriotismus vorwerfen kann. Das ist ein Vorteil, wenn man einen Artikel schreibt, der einmal kritisch sein soll. Der einzige Grund, weshalb ich überhaupt kritisch schreibe, liegt darin, daß ich einer der unglücklichen Ausländer bin, die Deutschland lieben und die sich dauernd verpflichtet fühlen, die Fehler gutzumachen, die die Deutschen machen, sobald sie mit Ausländern zusammenkommen.

Viele Deutsche nehmen eine eigenartige psychologische Einstellung an, wenn sie deutsche Angelegenheiten mit Ausländern — besonders Engländern — diskutieren. Eine Einstellung, die aus der nationalen Revolution 1933 zu stammen scheint und — die *entschuldigend* ist. Ich meine das Verlangen mancher Deutschen, *zu erklären* und vor allen Dingen gewisse Zustände des nationalsozialistischen Staates *zu entschuldigen*.

Diese Art Erklärungen beabsichtigen immer eine Art Rechtfertigung und dies ist meiner Meinung nach eine absolut falsche Einstellung. Ein gewisses „*raison-d'être*“ mag vielleicht direkt nach der Revolution notwendig gewesen sein, aber heute, zwei und ein halbes Jahr nach Hitlers Machtübernahme, ist es absolut nicht mehr am Platz.

Hier ein Beispiel. In einem Artikel, englisch geschrieben und für englische Leser, beginnt einer der Minister der Reichsregierung (der Name tut nichts zur Sache) seinen Artikel in folgender Weise:

„Der Erfolg der von der deutschen Regierung verfolgten Politik kann nicht länger bestritten werden, auch nicht von jenen ausländischen Beobachtern, die mehr Abneigung als Wohlwollen gegenüber dem neuen deutschen Regime zeigen.“

Diese Einstellung ist leicht erklärlich durch den Strom einer gewissen Propaganda, die sich nach 1933 in ausländischen Blättern über Deutschland ergoß. Ohne Zweifel, diese Propaganda wurde sehr klug durchgeführt — und wird es auch heute noch, so daß, wenn der Durchschnitts-Amerikaner oder -Engländer in der Zeitung liest, daß die Nazis anfangen neue Autostraßen zu bauen, er sofort beargwöhnt, daß diese Straßen entweder gegen die Juden oder gegen den geheiligten Frieden Europas gerichtet sind. Als Resultat davon hatten viele Deutsche den Eindruck, daß sie *a priori* in den Augen des Auslandes verurteilt seien und daß es deshalb ihre Pflicht sei, sich selbst zu verteidigen und zu rechtfertigen. Ich habe das selbst auch getan, als ich über Deutschland in der englischen Presse schrieb. Aber das war 1933 und nicht 1935. Die deutsche Antwort auf die Greuelpropaganda war diese entschuldigende Einstellung, über die ich mich eben beklage.

Man vergleiche dagegen England. Hat das Land sich schon einmal entschuldigt für etwas, das es getan hat? Natürlich nicht! Soll das denn nun aber etwa bedeuten, daß England noch nichts getan hätte, wofür es sich zu entschuldigen brauchte? Im Gegenteil. Da ist manches in der englischen Politik und Wirtschaft, was dringend einer gesunden Rechtfertigung bedarf. Aber dies geschieht nie, denn es wird *vorausgesetzt*, daß alles, was England tut, keinerlei Entschuldigung bedarf. Es gibt keinen historischen, religiösen oder traditionellen Grund hierfür, aber trotzdem ist es so, und es ist ein psychologischer Faktor von größter Bedeutung in der Weltpolitik.



Zur Verdauung

Manfred Pahl

Es gibt überhaupt nur zwei Arten von Völkern in der Welt: Die Starken und die Schwachen. Es ist die Pflicht der Schwachen, höflich zu den Starken zu sein, dafür bekommen sie auch (gegebenenfalls) eine kleine Portion finanzieller und militärischer Freundschaft. Auf der anderen Seite regeln die starken Nationen das Weltgeschehen je nach ihren Absichten, nicht ohne ihre Angelegenheiten vorher unter sich besprochen zu haben. Das ist die eigentliche Bedeutung des Wortes *Diplomatie*. Aber wenn in diesen freundschaftlichen Diskussionen einer der Teilnehmer sich verpflichtet fühlt, seine Absichten entschuldigend zu erklären, dann wird er nichts als Verachtung ernten. Wenn er die Diskussion mit dem unausgesprochenen Gedanken beginnt: „Ich weiß, ihr alle denkt, ich habe Unrecht, aber bitte, laßt mich doch erklären, warum ich Recht habe“, dann bringt er sich automatisch von Anfang an in eine schwache Position. Wohingegen, um wieder einmal das Beispiel England zu nehmen, die korrekte Haltung ist: „Ihr wißt, daß ich recht habe — so brauchen wir also nicht weiter darüber zu sprechen.“

Natürlich kann diese Einstellung auch zu weit gehen. Wenn sie z. B. von dem Voraussetzungsstadium in das aggressive herüberwechselt. Dann ist es genau so falsch. Wenn ein kleiner Junge dauernd mit lauter Stimme ruft: „Ich habe Recht“, so beweist das nur, daß er seiner nicht ganz sicher ist und wünscht, den Mangel an Überzeugung mit Tamtam zu verdecken. Weder England noch Frankreich hat jemals lärmend seine Überlegenheit behauptet, sie erwarten,

daß die Welt das als gegeben annimmt. Es gibt hier eine ausgezeichnete Geschichte über England, die das besonders deutlich zeigt.

Vor drei Jahren gab es ein paar schwere Stürme im Kanal und während der Nacht konnten eine ganze Menge Schiffe den Hafen nicht erreichen. Am nächsten Morgen brachten zwei der größten Londoner Morgenzeitungen gleichzeitig dieselbe Schlagzeile: „Schwere Stürme im Kanal — Der Kontinent vollständig abgeschnitten“.

Es muß hinzugefügt werden, daß es sich hier um keinerlei Anmaßung handelte. Die Zeitungen schrieben keine langen Artikel, um zu beweisen, daß England in Wirklichkeit eine viel bedeutendere geographische Einheit wäre als der unermessliche Kontinent von Europa und Asien. Sie haben nur die Tatsache mitgeteilt und nur wenige Engländer werden überhaupt etwas Humoristisches in diesen Schlagzeilen gesehen haben.

So ist es heute, zweieinhalb Jahr nach der nationalsozialistischen Revolution, wirklich an der Zeit, Deutschlands Haltung gegenüber den anderen Ländern einem drastischen Wechsel zu unterziehen. Die Revolutions-Periode ist vorüber und sollte vergessen sein. Es besteht gar nicht mehr die Notwendigkeit, irgend etwas zu rech-

tfertigen. Es ist ganz überflüssig, langatmige Erklärungen zu geben, weil, wie schon gesagt, Erklärungen Entschuldigungen enthalten — und das ist psychologisch falsch. Wenn ein Ausländer keine eigenen Vernunftsgründe für die Existenz des nationalsozialistischen Staates finden kann, dann wird auch die längste Erklärung sie ihm nicht geben. Die deutsche Einstellung sollte deshalb sein: „Wenn du es nicht verstehen kannst — es ist mir ganz wurscht!“ und es auch dabei lassen.

Das bedeutet nicht, wie mancher nun vielleicht glaubt, daß alle deutschen Unternehmungen vollkommen sein müssen. Keine Nation könnte das Gewicht dauernder Vollkommenheit aushalten, ohne der Langweile zu unterliegen, aber soweit Ausländer in Betracht kommen, haben die Staatsmänner immer Recht. Über die englische Einstellung mag man lachen, aber sie ist die einzig richtige in diesen Tagen des internationalen Wettbewerbs. Wenn es irgend etwas in der englischen Tradition oder Politik gibt, was auf logische Weise überhaupt nicht zu erklären ist, dann versucht der Engländer erst gar nicht eine Erklärung zu geben, sondern sagt



Studie Viktor Friese

nur: „Es gibt eben gewisse Sachen, die ein Ausländer nie fähig sein wird zu verstehen.“ Das ist ein Argument, auf das es keine Antwort gibt und das Engländer erfunden haben nach Jahrhunderten verhältnismäßig erfolgreicher Politik.

Das hier Gesagte soll ein Hinweis sein für jene deutschen Redner und Schriftsteller, die dem pathetischen Glauben huldigen, Nationalsozialismus an Nichtdeutsche erklären zu können. Wer nicht Amerikaner ist, dem kann man nicht die amerikanischen Gesetze in bezug auf die Negerfrage erklären. Wer nicht Engländer ist, von dem kann man nicht erwarten, daß er den Standpunkt der britischen Regierung versteht, lieber zwei Millionen Männer in demoralisierendem Nichtstun zu halten als ihnen Arbeit zu geben. Und nur Franzosen sind fähig zu begreifen, wie ein Vierzig-Millionen-Volk zufrieden sein kann, wenn es von einer korrupten Freimaurer-Regierung beherrscht wird. So ist es auch einfach Optimismus, wenn Deutsche glauben, daß sie ihre Theorien und Ideale über den Nationalsozialismus Nichtdeutschen verständlich machen können.

Durch immer wiederholte Anstrengungen zu erklären und dadurch den Eindruck gebend, daß der Nationalsozialismus einer Entschuldigung bedarf, bringt sich Deutschland selbst in eine Situation psychologischer Minderwertigkeit. Darum also: Schluß mit Entschuldigungen.

Von Tacitus bis Knickerbocker

Wenn die Deutschen einmal nicht im Felde stehen, so liegen sie der Jagd ob; häufiger jedoch verbringen sie ihre freie Zeit mit Nichtstun, mit Schlafen, Essen und Trinken. Gerade die Tapfersten und Kriegerischsten leben in träger Ruhe dahin. Geselligkeit und Gastfreundschaft pflegt kein anderes Volk mit größerer Hingebung ...

Publius Cornelius Tacitus (Rom, um 56—118 n. Chr.).

Das Volk der Deutschen will ich nicht lieben, noch ihre Gesellschaft irgend haben; denn mir tut das Herz weh von ihrem Krächzen.

Peire de la Caravane, Provenzalischer Troubadour.



Mädchenkopf Paul Scheurich

Die Deutschen waren einst ein kriegerisches Volk; jetzt sind sie nur noch stark im Essen und Trinken. Poggio (Italien, 1380—1459).

Das ganze Land ist eine Räuberhöhle, der Edelste vom Adel ist der vollkommenste Räuber. Leben ist dort gleichbedeutend mit Saufen. Die Barbarei der Geister ist unglaublich. Bei diesen Barbaren wohnt keine Muse. Giantonio Campano (Italien, um 1470).

Aufrichtig zu reden, kein Land in Europa hat bessere und freundlichere Städte als Deutschland.

Enea Silvio Piccolomini (Italien, Papst von 1458—1464).

Gib, Jupiter, daß die Deutschen ihre eignen Kräfte erkennen, gib, daß sie mit ihrem Eifer höhere Dinge in Angriff nehmen, und sie werden nicht Menschen sein, sondern Götter. Giordano Bruno (Italien, 1548—1600).

Die Deutschen haben den Verstand in den Händen.

Französische Redensart des 16. Jahrhunderts.

Wenn, wie die Sprichwörter behaupten, im Wein die Wahrheit steckt, dann findet ein Deutscher die Wahrheit, jetzt oder später.

John Owen (England, 1560—1622).

Dieses Volk ist sehr kriegerisch, versteht aber auch, Frieden zu halten.

John Barclay (England, 1582—1621).

Ich will nicht behaupten, daß alle Nordländer dumm sind; es gibt auch Geist und Wissenschaft in Deutschland und Polen, aber man kennt dort nicht unseren Schöngeist.

Dominique Bouhours S. J. (Frankreich, 1628—1702).

Die Deutschen haben als ihre Domäne das Staatsrecht, die Politik, die Literatur und die Philosophie.

J. P. Marquis d'Argens (Frankreich, 1704—1771).

Deutschland ist unleugbar ein schönes Land, voll von fleißigen, ehrlichen Leuten, und wäre es geeint, würde es die größte Macht sein, die es je in der Welt gegeben hat.

David Hume (England, 1711—1776).

In Wahrheit findet man nur jenseits des Rheins wahre Wissenschaft . . . Deutschland hat etwas Köstliches für sich: man heiratet dort aus Liebe.

Henri Beyle, genannt Stendhal (Frankreich, 1783—1842).

Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein!

Victor Hugo (Frankreich, 1802—1885).



Beim Straßenbau

O. Delling



Zeitungsverkäufer

Zeichnung von Erwin Freytag

SOMMER-SONNTAG



Friedrichstraße 1905

Phot. Scherl



Seebad 1905

Phot. Hist. Bilderdienst

IN BERLIN



Phot. Schneider

Friedrichstraße 1935



Phot. Mauritius

Freibad Wannsee 1935



Heißer Tag

Phot. Schröder

Die Deutschen denken für Europa.

Ralph Waldo Emerson (USA., 1803—1882).

Ich verehere und bewundere das deutsche Volk mehr, als ich ausdrücken kann. Ich weiß, daß es mit seinen großen geistigen Fähigkeiten und der Höhe seiner Kultur das auserwählte Volk der Erde ist.

Charles Dickens (England, 1812—1870).

Der kennzeichnendste, wesentlichste Zug dieses großen, stolzen Volkes bestand schon seit dem Augenblick seines Auftretens in der geschichtlichen Welt darin, daß es sich niemals, weder in seiner Bestimmung, noch in seinen Grundsätzen, mit der äußersten westlichen europäischen Welt hat vereinigen wollen, d. h. mit allen Erben der altrömischen Bestimmung. Es erhob gegen diese Welt Einspruch diese ganzen 2000 Jahre hindurch, und wenn es auch sein eignes Wort nicht aussprach . . ., so, glaube ich, war es doch im Herzen immer überzeugt, daß es noch einmal imstande sein würde, dieses neue Wort zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen.

Fedor Dostojewski (Rußland, 1828—1881).

Die Deutschen sind kein gehendes, sondern ein kommendes Volk.

Andrew D. White (USA., um 1900).

Der Deutsche hat den Teufel erfunden.

Polnisches Sprichwort.

Wir schulden Deutschland viel!

Ministerpräsident Graf Okuma (Japan, 1913).

Die deutsche methodische Arbeit ist es nach meiner Auffassung, diese methodische Gründlichkeit, die Deutschland nicht nur wissenschaftlich, sondern ebenso merkantil und militärisch zu dem gemacht hat, was es zur Bewunderung eines jeden Unparteiischen jetzt ist.

Fridtjof Nansen (Norwegen, 1915).

Der Deutsche ist der Schandfleck Europas . . . So wie er von Anfang an war, so ist er und wird es ewig bleiben: schlecht, brutal, blutrünstig, kriechend, grausam, gemein und berechnend. Er ist ein Lüstling, ist schmierig, windig, dickhäutig. Er lallt seine Sprache in Gutturallauten. Er säuft, ist geizig, raubgierig und niedrig. Das ist die Bestie, die wir bekämpfen müssen.

Zeitschrift „John Bull“ (London) vom 10. 7. 1915.

Brutalität und Barbarei, jene alten Eigenschaften der Germanen, sind wieder hervorgebrochen . . .

Brief aus der Schweiz (Mai 1933).

Die Deutschen lieben die Sonne . . . Vor dem Kriege war ihre Hauptklage, daß Deutschland keinen „Platz an der Sonne“ habe . . . Aber die Deutschen denken an die Sonne nicht nur als an ein Symbol wirtschaftlicher Vorteile. Sie denken ganz wirklich, gefühlsbetont und sehnsüchtig an sie.

H. R. Knickerbocker (USA., 1934).

Montaigne und die Verständigung

Von
Rudolf Fischer

Auf den Völkerhaß des großen Krieges folgte die sogenannte Völkerverständigung. Sie sind Zwillingsgeschwister — und nicht einmal feindliche. Kinder einer Epoche, die es nun einmal sich aufgeladen hatte, Massen an der Politik teilnehmen zu lassen, oder genauer gesagt: sie dazu zu zwingen. Als die französische Revolution Gevatter Schuster und Handschuhmacher die Flinte in die Hand drückte und Krieger aus ihnen machte, wurde der Völkerhaß geboren. Er wuchs langsam. Noch ein paar Jahrzehnte später machte sich in seinen altväterlich ausgesponnenen Spöttereien über den Snob Thakeray darüber lustig, daß der kleine Kaufmann in seiner Zeitung lesen wollte, ob vorgestern zwei Stämme in Tibet sich in die Haare geraten seien. Er hielt das für Snobismus. Du lieber Gott! Was hätte er erst zu jener Völkerverständigung gesagt, wie sie nach dem Kriege von jenen Kreisen betrieben wurde, die sich in Wahrheit nicht viel zu verständigen brauchen, weil sie sich teils von Anbeginn hinter allen Grenzen zum Verwechseln gleichen, teils so verwaschen, so gesichtslos geworden sind, daß es überhaupt schwer fällt, Eigenarten, am allerwenigsten nationale, an ihnen wahrzunehmen.

Die Verständigung war, genau so wie der Völkerhaß während des Krieges, der für abgehackte Kinderhände Glauben gefunden hatte, auf jenen Horizont zugeschnitten, den unser Cäsar Flaischlen in seiner vollen Ausdehnung abschnitt, als er die Devise für bunt bemalte Holzherzen über Mädchenbetten ausgab: Hab' Sonne im Herzen! Man könnte auch hinzufügen: Alles verstehen heißt alles verzeihen! Ich weiß im Augenblick den Urheber dieses Geistesblitzes nicht zu nennen. Oder es hieß: Sie sind doch auch Menschen! Was niemand gern bestreiten möchte.

Bei solcher Sorte von Verständigung fahren die Länder schlecht, welche die besten Volksschulen haben. Weder den Franzosen noch den Engländern wird das jemand nachsagen können. Da wuchert der Garten der Vorurteile, — es ist vielleicht sogar der Schulgarten selber. Was dabei herauskommt, mußte zu seinem Schmerz einmal ein verwicheltes Verständigungsblatt erfahren, das sich an ein britisches Ladenmädchen gewagt hatte. Das gute Kind hatte nur einmal einen Deutschen gesehen, der zufällig schlechte Tischsitten gehabt und mit Heißhunger ein Gericht verzehrt hatte, das ihr selber widerstrebte. Man kann sich denken, wie sich in diesem Kopfe der Deutsche malte.

Schon das Wort Verständigung mahnt zur Vorsicht. Händler verständigen sich, Krieger schließen Frieden. Sie allein vermögen es. Sie verwalten, was früher ein Vorrecht des Adels war. Es gab für den Krieg so gut wie für den Zweikampf einen Kodex, einen Kommentar. Der Völkerhaß, die Kriegsmaschine und das formlose „Material“ der modernen Schlachten haben ihn überschwemmt. Bei den Fliegern hatte er sich am reinsten erhalten. Spuren davon finden sich in der Roten-Kreuz-Konvention und wohl auch im Völker-

recht. Landläufig nennt man diesen Kommt Ritterlichkeit. Was gehört dazu? Sehr viel! Vor allem Respekt vor sich selber, nicht weniger als vor dem Nächsten. Wo Zurückhaltung und Entschlossenheit nebeneinander wohnen, wird man ihn immer finden. Verständnis für die Weite und Begrenztheit der Menschenwelt gehört auch dazu.

Als französische Berichterstatter nach dem Kriege durch Dampf und Nebel läppischer Vorurteile nach Deutschland kamen, um einen neuen Kontinent zu entdecken, war einer darunter, dem eine von diesen sinnlosen Statistiken in die Hände gefallen war, wieviel die Berliner zu Weihnachten und Neujahr an Gänsen, Karpfen, Puten und ich weiß nicht was

noch verzehren. Es ging jedenfalls über das Vorstellungsvermögen eines einzelnen, dem ja wohl auch schwach werden würde, wenn er vor sich aufgestapelt sähe, was er im Laufe eines Jahres in sich hineinschlingt. Kurzum: der Schreiber hatte wenig Mühe, Berlin als die Stätte einer kannibalischen Sauf- und Freßorgie erscheinen zu lassen.

Es ist zwar lange her, seit der südfranzösische Edelmann Michel de Montaigne durch Deutschland reiste — 1581 —, aber er hat uns ein Zeugnis zurückgelassen, daß es einst auch andere französische Berichterstatter gab. Zudem ist er ein großer Schriftsteller, ein Edelmann und Mann von Welt, ein schönes Beispiel für den idealen Betrachter eines Volkes. Nicht eine Spur von Vorurteil ist bei ihm zu entdecken. Und das in einem privaten, nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Tagebuch, das er seinem Sekretär diktierte. Er ist durchaus nicht blind. Er sieht alles, sieht es mit einem wohlwollenden Skeptizismus und einer wundervollen Nüchternheit. Er hatte auch keine Spezialinteressen. Ihn interessiert die geringste Kleinigkeit ebenso wie die großen politischen Fragen, die das damalige Deutschland beherrschten.

Die Gegenreformation war damals im Anlauf. Heute sieht man französische Blätter, in denen man seit Jahrzehnten kein Wort über Religion finden konnte, sich ums Verrecken in die deutschen Konfessionsaffären mischen. Das atheistische Frankreich, das zur selben Zeit sich *bras dessus bras dessous* mit dem Bolschewiken der erstaunten Welt zeigt! Der Casus macht uns lachen. Wir fürchten, wir haben dabei den erlauchten Michel de Montaigne auf unserer Seite.



Im Speisewagen

Kurt Werth

Er besuchte seinerzeit mit Vorliebe die protestantischen Pfarrherrn in den Dörfern und Städten, durch die er im Süden Deutschlands kam, um sich zu unterrichten. „Der Herr von Montaigne“, diktierte er seinem Sekretär von sich selber, „suchte in seiner rasch entschlossenen Art einen Doktor der Theologie in dieser Stadt (Isny im bayrischen Allgäu) auf, um sich bei ihm zu unterrichten; der Doktor aß mit ihnen. Im Laufe des Gesprächs, das unter anderem auch auf das Sakrament kam, fiel es dem Herrn von Montaigne ein, daß einige Calvinisten ihm unterwegs gesagt hatten, die Protestanten mischten unter die alten Lehren Martins mehrere seltsame Irrtümer, so den Ubiquismus, der lehrt, daß der Leib Jesu Christi überall ebenso wie in der Hostie gegenwärtig sei, wodurch sie in dieselbe Mißlichkeit wie Zwingli gerieten, wenn auch auf verschiedenen Wegen: der eine, indem er die Allgegenwart des Leibes so sehr, der andere, indem er sie zu wenig betonte; in dieser Beziehung hätte ihr Sakrament nichts vor dem Leib der Kirche, dieser Versammlung dreier ordentlicher Personen, voraus. Dieser Doktor leugnete mit vielen Worten diese Anschuldigung und wehrte sich dagegen, wie gegen eine Verleumdung, aber in Wahrheit schien es dem Herrn von Montaigne, als wehre er sich nicht besonders dagegen. Er leistete dem Herrn von Montaigne beim Besuch eines sehr schönen Klosters Gesellschaft; es wurde Messe gelesen, und er trat ein und verharrete, ohne die Mütze zu ziehen, bis die Herrn von Estissac und Montaigne ihre Gebete gesprochen hatten.“ Auch anderwärts besucht er nicht nur protestantische Pfarrer, sondern auch Gottesdienste, registriert sehr genau, was ihm merkwürdig erscheint, ohne auch nur die Spur eines Vorurteils oder eines Verständnisses, das sich selbst aufgibt, wahrnehmen zu lassen.

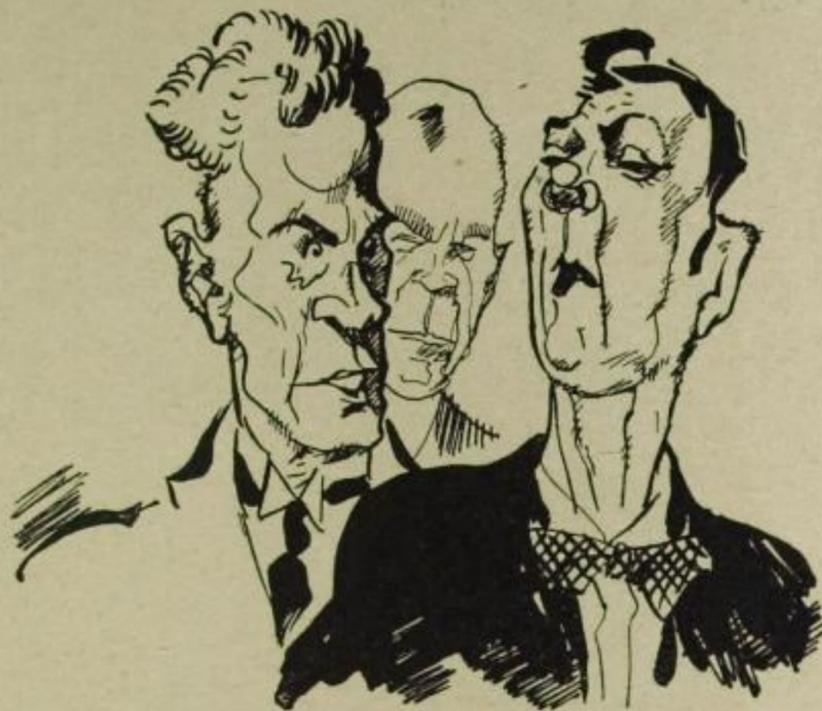


Pariser Typen

P. Scheurich

Mit derselben vornehmen, wahrhaft weltmännischen Eindringlichkeit zeichnet er die Landessitten auf. Selten, daß er sich einmal wundert, wenn ihm etwas, was allgemein gebräuchlich ist, unpraktisch erscheint. Mit Vergnügen faßt er alles auf, was ihm an der fremden Landessitte das Leben reicher und bequemer zu machen scheint. Ohne Stocken stellt er fest, daß die Küche in einem oberdeutschen Gasthaus einen Vergleich mit der eines französischen Edelmannes wohl auszuhalten vermöchte, daß die Straßen Augsburgs sauberer waren als die der meisten französischen Städte. Er fühlt auch keine Hemmungen, wenn er konstatiert, daß bei allen Veranstaltungen in Augsburg kein hübsches Frauenzimmer zu sehen gewesen sei. Ein Freimut und eine Gelassenheit, die uns aus einer besseren Welt zu stammen scheinen. Neben den Kirchenfragen gilt seine besondere Aufmerksamkeit technischen Einrichtungen und Neuerungen. Er

ist entzückt von den weichen Sitzkissen, die man ihm in der „Krohna“ zu Lindau am Bodensee unterschiebt und findet sich schließlich auch mit den Federdecken ab, mit denen man sich nun einmal in Germanien im Bett zudeckte: er „war damit sehr zufrieden; er sah, daß es eine zugleich warme und leichte Bedeckung war. Überhaupt fand er, daß nur empfindliche Männer sich dort über das Schlafen beklagen könnten; wer eine Matratze, die dort unbekannt ist, einen Betthimmel in seinen Koffern mitschleppen würde, fände



Verständigung

W. Helwig

nichts mehr auszusetzen.“ In seinen Essays schreibt er: „Der Deutsche wird krank, wenn er auf einer Matratze schlafen muß, der Italiener auf Federn, der Franzose ohne Vorhang und Feuer.“ Ohne erbost zu sein, teilt er auch mit, daß er in jedem deutschen Gasthaus wegen des Feuers, mit dem die Betten angewärmt wurden, einen Kampf zu bestehen hatte, der offenbar nicht immer zu seinen Gunsten ausfiel.

Nichts davon, daß dieses oder jenes barbarisch sei, keines von diesen Urteilen, mit denen man heute so schnell bei der Hand ist, um sich Erscheinungen zu erklären, die man sich anders als durch Vorurteil nicht erklären kann. Ein heiteres Auf-sich-beruhen-lassen, eine durch und durch vornehme Gelassenheit zeichnen diesen idealen Reisenden aus, dessen Lektüre allen denen empfohlen sei, die über fremde Völker Berichte nach Hause schicken. Als Wegzehrung sei ihnen eine Erfahrung des Herrn von Montaigne mitgegeben, die sie schon am Beginn der Reise an die Stelle ihrer Vorurteile setzen mögen: „Der Herr von Montaigne bedauert dreierlei auf seiner Reise: Einmal, daß er keinen Koch mitgenommen hatte, um die hiesigen Gerichte studieren und dann zu Hause erproben zu lassen; zweitens, daß er nicht einen deutschen Diener angenommen oder die Gesellschaft eines einheimischen Edelmannes gesucht hatte: denn auf den guten Willen eines armseligen Führers angewiesen zu sein, empfand er als eine große Unbequemlichkeit; und drittens, daß er vor Antritt der Reise kein Buch zur Hand gehabt hatte, das ihn auf die seltenen und beachtenswerten Dinge jedes Ortes aufmerksam machte. Wenn sich auch in seinem Urteil ein wenig vom leidenschaftlichen Unwillen gegen ein Land mischte, das aus anderen Gründen (Bürgerkriege) Haß und Widerwillen in ihm erzeugt hatte, so zöge er doch in der Tat in vielen Punkten die Annehmlichkeiten dieses Landes weit den französischen vor; er paßte sich sogar soweit an, daß er dort den Wein ohne Wasser trank. Wenn um die Wette getrunken wurde, so lud man ihn zwar ein; es geschah aber nur aus Höflichkeit, und er kam auch niemals nach.“ Es sollte nicht schwer sein, diese Ratschläge zeitgemäß abzuwandeln.



Überfall in Mexiko

F. C. Schmitz

Erlebnis am Pazifik

Von

Friedrich Reck-Malleczewen

Das ist freilich nun schon mehr als zwanzig Jahre her. Am Panamakanal war damals der Culebra-Durchstich noch immer nicht fertig, wir waren sieben Europäer und hatten allesamt lange genug gebraten in der Hölle von Ekuador und Kolumbien und wollten nach Hause. Über den Isthmus und New York nach Europa zurück. Anders ging das damals nicht. Und weil wir allesamt Guayaquil berührt hatten und in Guayaquil Gelbfieber und Pest nie erlöschen, so sperren uns die Amerikaner, die damals an ihrem Kanal noch herumbauten, in Quarantäne. Für zehn Tage. Auf eine der kleinen höllenheißen Inseln, die dem pazifischen Kanaleingang vorgelagert sind. —

Wir waren: zwei Deutsche, ein Belgier, ein Franzose, ein Spanier, zwei Engländer. Den Herrn Landsmann kannte ich schon vom Dampfer her, ich hatte ihn — stichelhaariger Zylinder und durchschwitzter Gehrock — sogar schon vorher in Ekuador bei irgendeiner notablen Hochzeit gesehen, ich erkannte ihn sofort wieder. Es war ein ausgesprochen schöner Mann mit Habybart, die ausgesprochene wilhelminische Korrektheit. Er saß bei Tisch immer so, als habe er eben einen Ladestock verschluckt, er sah streng und

beinahe tadelnd selbst die gepfefferte Wurst an, die er zum Frühstück bevorzugte, er goß eimerweise Pilsener in sich hinein und schwitzte es hinterher stramm in seine schwarze Lüsterjacke. So sah er, obwohl er mit Suppenwürfeln handelte, eigentlich mehr wie ein mißratener Gymnasialdirektor aus und schaute von dieser seiner Paukerhöhe tief hinab auf uns verwahrloste Urwaldmenschen. Wir trieben es aber auch wirklich ziemlich toll, wir veranstalteten auf der Quarantäneinsel zur Behebung der Langweile Ringkämpfe und Wettläufe und Scheibenschießen nach mühsam leer getrunkenen Whiskyflaschen . . . Wir schlugen, als wir frei geworden waren und in Colon noch ein paar Tage auf den New Yorker Dampfer warten mußten, vollends über die Stränge. Wir waren übrigens gute Kameraden und mieden (denn am Horizont zeigte sich schon der Weltkrieg) jedes politische Gespräch. Wir legten zusammen und zahlten einem armen Teufel von Polen, dem die Banken seine Papierrubel nur mit schamlosem Saldo wechseln wollten, das Billett zur Heimreise. Wir mieteten im „Theatro Diego Ramirez“ eine Proszeniumsloge und warfen der Primadonna einen dicken Kranz hin. Als sie



Straße in Toledo

Erika von Roux

ihn aber aufheben wollte, da wanderte automatisch der Kranz rückwärts. Denn wir hatten ihn angebunden und zogen am Faden. Da machte man die Feuerwehr und zum Schluß auch die Heilsarmee mobil gegen uns. —

So war das und so ist das immer, wenn man lange draußen gewesen und auf der Heimreise ist. Der Mann mit dem Habybart aber tat nicht mit. Er schnitt uns schwitzend. Er war überhaupt der wandelnde Protest gegen die ganze Exotik, er bezeichnete das Leben der südlichen Hemisphäre als „unmoralisch“ und ihre Natur als zu wenig „sachlich“ ... ich glaube, daß er vor lauter Bedürfnis nach „Sachlichkeit“ am liebsten die kleinen, blaurot befiederten Puna-vögel grau angestrichen hätte. Das Schlimmste aber war, daß er, wie ein Geisir, seine periodischen Ausbrüche einer laulichen und schweißigen Vertraulichkeit hatte. Das aber geschah mit einiger Regelmäßigkeit abends, wenn, wie immer in den Tropen, am großen Himmelsschalter das Tageslicht ausgedreht wurde und oben sich die großen bunten Lampions von Canopus und Kreuz entzündeten und die kühlere Seebrise zu gehen begann. Dann nämlich wurde er plötzlich sentimental wie ein Öldruck und zeigte, obwohl wir Madame doch gar nicht sehen wollten, das Bildnis seiner Gattin herum und pries die Freuden seines Ehelebens samt allen Intimitäten, die wir wirklich nicht hören wollten. Der Kerl war unausstehlich, und ich will es kurz machen. Am letzten Abend nämlich, als wir in all der Höllenhitze auf der Piazza über unseren Drinks saßen, da sahen wir ihn aus der Calle Tiburon kommen, und die Calle Tiburon gilt an Ort und Stelle soviel, wie in Singapur die Malay Street und in New York der Tenderloindistrikt. Er drückte sich übrigens vorbei an uns, er sah etwas ramponiert aus und roch nach allen Parfümen, die man in der Calle Tiburon bevorzugt. Nachher stand ich noch im

Hotel oben auf der Galerie und dachte über den Fall nach. Entweder Habybart und stramme Haltung, oder Calle Tiburon und Paradies auf Erden ... mélange von beiden, Herr, ist unerträglich. Das dachte ich.

Die nördlichen Sternbilder, wenn man sie zwischen den Wendekreisen überhaupt sieht,



Am Lagerfeuer

F. C. Schmitz



Fahrt ins Wochenende

Phot. Münchener Bildbericht



Am Strande



Im Boot

Photos Binder



Hechtsprung



Im seichten Wasser

Photos Binder



Im Gummiboot

Phot. Münchener Bildbericht

liegen schief, und der große Bär steht auf dem Kopf und der gute Mond dreht die bekannte Regel mit dem A und Z um und ist mnemotechnisch nicht mehr zu verwerten. Und mit den Mannsbildern ist es manchmal genau so, wie mit den Sternbildern, und sie bekommen Schlagseite und liegen schief. Man soll keinen Habybart und keine Plastronkrawatten durch die Tropen tragen.

Einmal hatten wir, vom Magelhan-Archipel kommend, neben einem deutschen Kosmosdampfer festgemacht, und ich stand auf dem Skylight und sah mit dem Glas nach den Landungsbrücken hinüber und sah die bunten Jacken der Fleteros und sah die kahlen Felswände des großen Amphitheaters, das da Valparaiso heißt und das ein übler Phantast „Tal des Paradieses“ getauft haben mag. Und bekam vor die Frontlinsen wieder die Landungstreppen und hörte plötzlich Gejohl und Gebrüll und sah im Gedränge der Fleteros einen Mann mit Goldstreifen am blauen Uniformärmel. Und sah Messer blitzen und sah den Mann mit den Goldstreifen verschwinden in dem Menschenknäuel. Da wußte ich, daß da drüben der Teufel los war und sagte es dem Ersten. Der Erste aber pfiff die Gig klar und wir fuhren hinüber, und als wir drüben waren, hatten wir die Bescherung vor uns. Die Hafenzollerei war inzwischen erschienen, die Fleteros hatten ihre Machetas wieder fortgesteckt. In der Mitte aber lag der kleine Mann mit den Goldstreifen am Ärmel und verröchelte an seinem Messerstich. Es war der Vierte vom Kosmosdampfer neben uns. Keine fünfundzwanzig alt, Kerlchen wie Milch und Blut. Da lag er und verzappelte. Am nächsten Tage setzte alles, was im Hafen lag, Halbstock für ihn. —

Was da eigentlich geschehen war, erzählte mir ein paar Tage später der Zollbeamte Ruben Aranda — er hatte es vom Kommandanten der Capitania gehört und kannte den Sachverhalt mithin ganz genau. Ein alter Hund hatte sich auf dem Kai gesonnt, der Kleine hatte ihn gestreichelt, ein Fletero, der nicht einsah, weswegen die gottlose Kreatur sich der Sonne erfreuen sollte, hatte den alten Hund mit einem Fußtritt ins Wasser befördert. Da hatte der Kleine den Fletero verprügelt und da war über ihn die ganze Gilde mit ihren Messern hergefallen und hatte ihn zerfleischt. Das erzählte Ruben Aranda. „Die Deutschen und die Engländer dulden es nicht, daß man in ihrer Gegenwart Tiere mißhandelt“, sagte Ruben Aranda. Er sagte es halb anerkennend und halb in jenem Erstaunen, in dem wir von einem Millionär lesen, der sein Vermögen seinem Kanarienvogel vermacht hat. Was aber war schon ein alter Köter in Ruben Arandas Augen?

Die Mexikanerin

Von

Willi Münch-Khe

Schwarze Taube aus Quajaquil,
Flogst zu mir auf die Matte,
Heiß war die Nacht am Ankerspill,
Jäh erschrak dich die Ratte!

Weißt du? Im Golf Tehuantepec
Hast du mich glühend umfassen,
Und in Tampicos Wasserversteck,
Mir am Halse gehangen!

Schwarze Taube aus Quajaquil,
Kämst du doch jetzt geflogen,
Warte täglich am Ankerspill,
Dunkle Taube aus Quajaquil,

— Ach, du hast mich betrogen!



Tänzerin

v. d. Heide

Pariser Sommer

Von

Rudolf Großmann

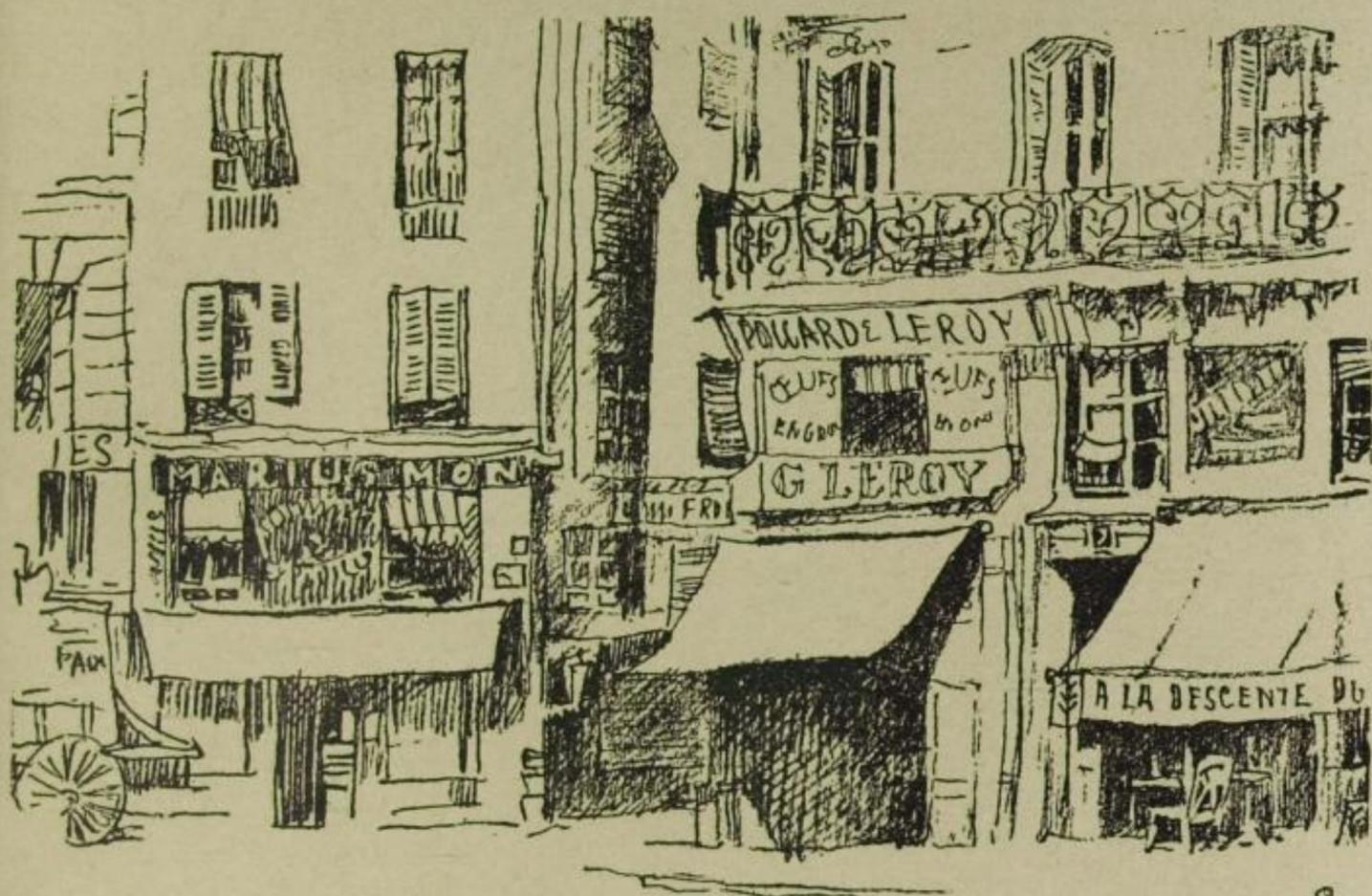
Das Taxi hält vor dem schmalen Eingang des kleinen Hotels, dessen Eingang wir erst im ersten Stock erreichen, nachdem wir eine schmale teppichbelegte Treppe emporgestiegen sind.

Eine Miniaturhalle mit Spiegeln, die den Raum vergrößern sollen, wird uns als Zimmer angewiesen. Rechts eine kleine Loge. Hinter dem Fenster die Besitzerin des Hotels. La patronne, offiziell Madame Prêtre betitelt! Unter Eingeweihten heißt sie aber Mademoiselle Bonnaventure.

Steile teppichbelegte Treppen winden sich um den dauernd in Fahrt befindlichen engen Fahrstuhl herum bis zum fünften Stock empor. Zimmer und Möbel sind mit Kretons lustig heimisch tapeziert.

Mademoiselle Bonnaventure hat der Galerie Lafayette was zu verdienen gegeben. Ihren kleinen fetten Körper hüllt sie an heißen Tagen in zarte großblumige Voiles (letzte Neuheit der Galerie). Die Arme leuchten speckig nackt. An kühlen Tagen im vornehmen Pariser Schwarz, den Kopf mit vielen Löckchen frisiert, über Bücher gebeugt, beherrscht sie von ihrer Loge aus jeden Telefonruf.

Immer lebenswürdig-gefällig, mit konventionellem Lächeln. Aber zur Furie wird sie, hat ein Klient am 15. die Monatsrechnung noch nicht beglichen.



Paris, Place St. Opportune

Paul Scheurich

Dreißig Zimmer werden vom Valet de chambre, vom staubmüden Pierre und der Kriegswitwe Jeanne betreut. Dreißig Zimmer und nur zwei dienstbare Geister! Meine Stiefel werden täglich schlechter gereinigt. Ich werde beim Pierre vorstellig, suche ihn zu bluffen, zeige ihm die Visitenkarte von Laval, den ich an diesem Tage zeichnen sollte: „Hier ist die Karte Ihres président! Putzen Sie mir die Stiefel besser!“ „Je n'aime pas Laval!“ erwiderte er achselzuckend — und am andern Tag waren die Stiefel überhaupt nicht mehr geputzt.

Mademoiselle Bonnaventures Hof ist schön weiß gekalkt, inmitten der rußigen Weltstadt eine kleine Oase. An der weißen Hintermauer ist ein Gitter von hellgrünen Holzstäbchen, an denen sich einst grüner Wein emporranken soll; einstweilen ist aber nur die Perspektive einer Parkflucht mit immer kleiner werdenden Stäbchen künstlich vorgetäuscht. Statt Blumenbeeten und Grasflächen sind einfach kleine Blumentöpfe mit meist nur einer Blüte an der Wand entlang gesetzt, in jeder Ecke als Abschluß eine einzige Topfpalme mit einsamem Wedel, ein kleiner Vogelkäfig daneben mit Kolibri, die an Salat und Bananenresten zupfen.

Mit dem künstlerischen Beirat ihrer Mieter hat sie die Wirkung dieser Staffage genau erwogen.

In der Mitte prangt, wieder aus der Galerie Lafayette, mit Rabattbuch bezogen, eine schöne grüne Korbesselgarnitur, von großem roten Schirm beschattet. Wir befinden uns nämlich in einem besseren Hotel! Es gibt auch Hotels — aber schweigen wir davon. Wanzen gibt es übrigens überall, und es lohnt nicht sich deshalb aufzuregen.



Paris, Montmartre

R. Duschek

abredungen, Bücherbesprechungen, Zeitungsnachrichten schwirren herum, sogar die bei der Hitze zu nehmende Dosis Karlsbader Salz wird von den Damen besprochen.

*

Die Hitze wächst. Im Quartier Latin mischen sich die Pariser Gerüche: Straßenteer, schwitzende Kamelotts, Benzinwolken, Marchands de vins, bureaux de tabac mit ihren englisch-süßlich duftenden Sorten werden penetrant. Es sind unzählige kleine alltägliche Ereignisse in Paris, die dem Blick des fremden Beobachters auffallen.

Im Luxembourg-Garten biege ich um die Ecke; ein junger blondgelockter Kerl mit schäbiger Hose, auf einem Stuhl sitzend, neben ihm ein halb ausgetrunkenes vin gris, fährt wie in Exstase auf, schreit, krallt die Hände in die Luft und saust damit ein paarmal dicht an meinem Gesicht vorbei, mit den Armen ins Leere greifend. Ein Wahnsinniger? Oder spielt er ihn, um in ein Asyl zu kommen? — Ich mache schnell, um ihn nicht zu reizen, ein paar ähnliche Bewegungen. Dann steht er gesenkten Kopfes wie im katatonischem Krampf unbeweglich. Man läßt ihn gewähren.

„C'est un fou“, sagen dazukommende Passanten; er wird sich beruhigen. Man sperrt ihn nicht ein. Romanische Freiheit. Ungehindert vollsinnig darf Persönliches sich ausleben.

Abends auf dem Trottoir, das zu meinem Hotel führt, lag wieder die alte Betrunkene im Schatten, wo sie gemütlich übernachtet. Sie hat nur einen zerrissenen Mantel an, man sieht die nackte Brust und Stiche von Wanzen und Läusen. Wenn sie einen halben Tag da geschlafen hat, holt man einen

Sergeanten, der sie mit Fußstritten aufscheucht. Sie will nicht ins Asyl, sie brennt da immer durch, man kennt sie schon. Er wirft ihr ihre paar Fetzen nach; sie schleicht leise wimmernd weg, wie eine Katze, sich woanders wieder hinzulegen.

Des Nachts sieht man viele Obdachlose an den Eingängen der Metro schlafen, weil dort die warme Luft aus den unterirdischen Schächten strömt. Niemand kümmert sich um sie. Andere machen sich unter der Brücke der Seine aus Lumpen ihr Lager. Auch hier hat jeder seinen Lebensstil.

Auf dem Montmartre beginnt das Leben erst nach Einbruch der Dunkelheit. Tagsüber schlafen Bars und Nachtlokale. Der Montmartre hat etwas geistreich Improvisiertes. Reklameschilder, Bosketts mit springenden Brunnen, an- und absteigende Straßen, Treppen und wieder Treppen, Terrassen wie bei Eröffnung einer Badesaison, Häuser, niedrig und daneben wieder hohe, nur die immer geschlossenen, immer gleichen, grauen, schlafenden Läden und die weißgraugekalkte Häusermauer bringen etwas Ruhe in die Abwechslung. Abends erwacht er nur „noce“. —

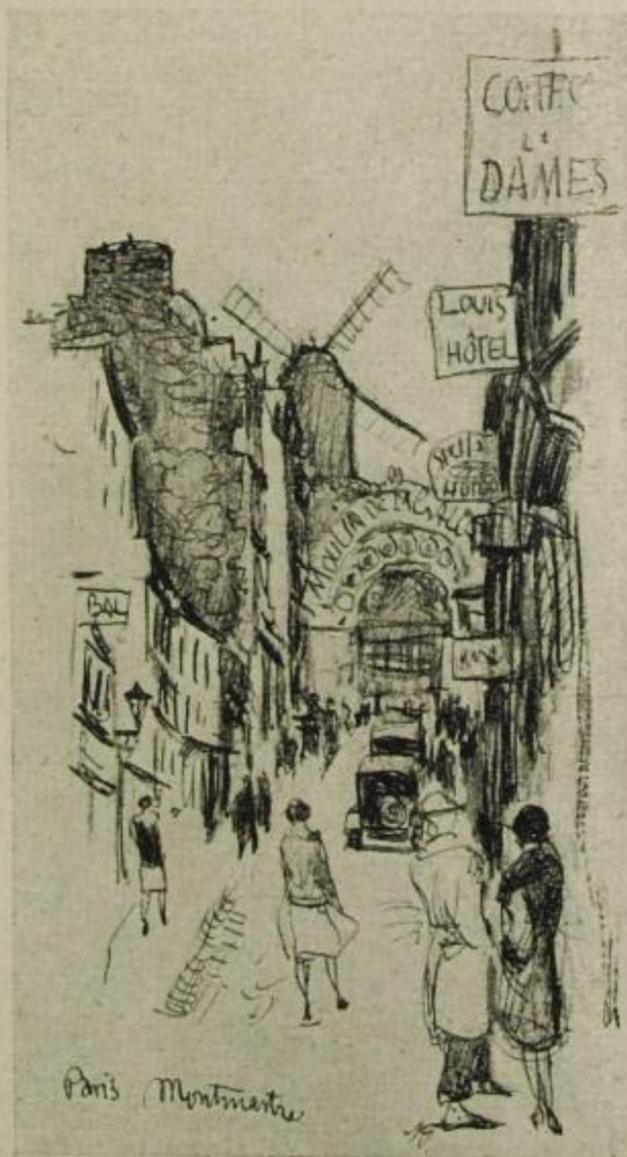
Was anderswo irgendwie bürgerlich sich verhüllt, wird hier offen und ungeschminkt gezeigt. Auf dem Montmartre gilt jede individuelle Lebensführung für normal, die normale für absurd. Ist man dort erst einigermaßen eingelebt, erkennt man leicht Typ und Metier jedes einzelnen.

Das formal und dramatisch-präzise arbeitende Paris verschleiert nichts. Unverhohlen liebt es seine Käuze und Typen. — Wer die große Geste und den dramatischen Moment zu nutzen weiß, hat sofort Zuschauer und Claque auf seiner Seite. Nur die Frauen scheinen uniformiert, alle haben sie die gleiche Maske einer dickaufgetragenen „Maquillage“. —

Vielleicht ist es der romanische Typ, der uns nicht so geläufig ist, vielleicht glauben sie, daß das Individuelle dem Eros hinderlich sei. Jedenfalls treiben sie eine Art Kommunismus der Liebe.

*

Ein Bekannter führt uns zu einer nächtlichen Kammersitzung. Mit wahren Sadismus wird die Platzfrage gehandhabt. Leibliche Nähe wird in Paris nicht als lästig empfunden. In der Kammer auf den Zuschauertribünen ist immer noch Platz. „Serez un peu, Messieurs-Dames!“ Lächelnd, die Arme an den Leib gepreßt, steht man in der Kammer in Reihen, hintereinander, zwischen den Sitzplätzen, übereinander. Jede Sitzung hat etwas von einem gesellschaftlichen Ereignis. Ein alter Raum, frühestes Empire, mit dem berühmten klassizistischen



Montmartre

R. Duschek



Paris, Café Dôme

R. Duschek

Relief der friedensblasenden Engel. — Das weibliche Element, politisch sehr interessiert, füllt die vorderen Reihen der Zuschauertribüne.

Abgeordnete lehnen in schönschmissiger Geste an dünnstabigem Geländer. Der Präsident grüßt liebenswürdig nach links und rechts, Zwischenrufe und Störungen leicht beweglich mit einem langen Papiermesser meisternd. Manchmal schwillt unten im Saal einem Abgeordneten der gallische Hahnenkamm, er springt vom Sitz, wird purpurn, schimpft erregt, dann wird es wieder ruhig, die Sitzung geht weiter. Eine allgemeine Urbanität verringert Distanz und Reibung von Mensch zu Mensch, Rippenstöße im Gedränge kriegt man meistens nur von Landsleuten. —

*

Von der Kammer gelangt man durch die ewig lange Rue Vavin an vielen Kunstläden vorbei in das eigentliche Künstlerviertel, nach Montparnasse und in das berühmte Künstler-Café du Dôme, das in nächster Zeit eingehen und an dessen Stelle eine Bank errichtet werden soll. Von diesem Café gibt es eine ganze „Dom-Chronik“. Generationen von Künstlern sind hier durchgegangen. Vor dem Kriege existierte nur das Café du Dôme. Später schossen wie Pilze eine Reihe Cafés aus dem Boden, von denen das Café de la Rotonde, das Café Coupole und Select die bekanntesten wurden. An dieser Montparnasse-Ecke saßen und sitzen heute noch Maler aller Nationen zu Klumpen geballt, wie in einem Bienenstock schwärmen sie von einem Café zum

anderen hinüber. Wer neu ankommt, orientiert sich zunächst mal, was los ist, Kunstparolen werden ausgegeben, neue Künstler entdeckt von fremden und einheimischen Kunsthändlern. Nie endende Kunstdiskussionen über Cézanne, Matisse, Picasso klebten schon vor dem Krieg die Deutschen fest an die Ledersofas des Café du Dôme, Richtungen kamen und wirtschafteten ab, die französischen Impressionisten wurden bald als abgeschlossene und abgerundete Persönlichkeiten abgetan, und in Deutschland kam der Expressionismus auf.

Die deutschen Künstler lebten im Montparnasse mehr seßhaft und ganz der Arbeit, anders als auf dem nächtlich immer festenden Montmartre. Man konnte hier leben wie in einer kleinen Provinzstadt. Jeder hatte seinen Boutiquier, bei dem er einkaufte, jeder kannte jeden. Abends ging man in den benachbarten „Bobino“ oder in die „Gaité“. Mancher, der im heimatlichen Segeltuchkofferchen seine Weltanschauung fertig mitgebracht hatte, kam nach Paris, um sie völlig zu verlieren. Viele saßen nächtelang vor den Tischen und sahen auf den nächtlich verdämmerten Boulevard mit seinen uralten Bäumen. Fahrende Sänger, exotische Feuerfresser, Seiltänzer mit verwetzten Trikots produzierten sich vor dem Café für wenige Sous mit mehr gutem Willen als Können. Ein Mann kam mit einem Korb Frösche, die er vorgab, verschlucken zu wollen. Er hielt eine kleine Ansprache und ließ sich Geldstücke in seinen hingehaltenen Hut werfen. Als der Hut fast voll war, sah er verächtlich hinein und meinte: „voyons! — c'est trop peu pour un père de famille“! — —, er steckte die Sous in seine weite Rocktasche und zog davon.



Obdachloser am Quai

Paul Scheurich

Riviera ohne Fassade

Von
Maria Regina Fischer

Wenn die Hochsaison, die den Fremden nach der Zahl seiner Schrankkoffer einschätzt, vorüber ist und das „Palace“-Hotel, die „Miramares“ und die „Méditerranées“ hochmütig Fensterläden und Drehtüren schließen und auf der Rückseite die Eingeweide des Betriebes bloßgelegt, durchsonnt und gelüftet werden, dann setzt sich das internationale bürgerliche Publikum zu Tisch. Alte Schweizer Ehepaare, denen es im regenreichen Luzern und Zürich zu dumm geworden ist, reichsdeutsche Oberlehrer und Profuristen mit zärtlich gehegtem Bronchialkatarrh aus dem Grippewinter, die unwiderruflich letzten grauhaarigen Engländerinnen. Als Augenweide dazwischen ein blondes Hochzeitspärdchen aus dem deutschen Norden, wo die nassen grauen Nebel ziehen, wenn man hier im Bademantel unter den Palmenreihen des menschenleeren Corso Regina Elena zum blauen Meer hinuntersteigt. Wohl rücken die kleinen weißen Tische im Speisesaal des einzigen Hotels, das „toute l'année“ offenhält, immer näher zusammen. Wohl jagt den Gast das einsetzende Großreinemachen in der oberen Etage täglich vom Verdauungsschlummer hoch, wohl gibt es im Lesezimmer nur noch eine merkwürdigerweise sächsische Zeitung und immer von vorgestern Nachricht von der aufgeregten europäischen Welt — aber die französische Menükarte zum Lunch und Diner ist noch da. Man reicht diesen letzten Seufzer der sterbenden Saison mit höflichen Verbeugungen reihum. Nein, Name ist nicht Schall und Rauch. Das, was dann ankommt, sind immer wieder Spaghetti. Man staunt überhaupt, wieviel Französisch es außerhalb unserer Schulerinnerungen in der Hoteltüche gibt. Mit innerer Spannung erwartet man die angezeigten „Pommes méringues“. Ein großer silberner Löffel legt von einer großen Silberplatte zeremoniös den schlichten kleinen Bratapfel vor. (Das mit dem Spaghetti ist also doch etwas übertrieben.) Solcherart sind die Sensationen.

Zwischen ganz unwahrscheinlichem Sonnenglast und den Meeresstürmen würde die Zeit vollends wunschlos dahingleiten, — die stille Ergebung, mit der der Gatte das Rivierakostüm seiner Frau in die „Sala di thé“ führt, gehört füglich dazu —, wenn Ventimiglia nicht so nahe wäre! Erstens ist man von dort in einer dreiviertel Autostunde in Monte Carlo und was man an Grüßen in die Heimat zu expedieren hat, wird bis dahin aufgehoben. Zweitens erhalten sich von Zimmer zu Zimmer hartnäckig die Gerüchte von fabelhaften „Occasionen“. So wird denn die italienisch-französische Grenzstadt Ventimiglia für die bis dahin sich steif grüzenden Engländerinnen, Schweizerinnen und deutschen Frauen das Land des Lächelns und die Brücke der Verständigung. Es sitzt am Abend nach dem Diner in Plaisir und Pullovers ein kleiner weiblicher Völkerbund abseits von den gähnenden und zeitungsbuchstabierenden Gatten und Vätern mit lauten Akklamationen über Schuhe, Taschen, Puderboxen und Ketten. Fixe Hausfrauen rechnen ihre phantastischen Lire-Einkäufe blitzschnell in Schillinge, Franken und Mark um und nun setzt die wonnigprickelnde Sorge wegen der Kofferrevision ein. Draußen stehen hoch oben in blauschwarzem Samt gestickt die Sterne; in wunderlichen Zackenlinien geistert das Mondlicht über die Wasser der unendlichen vorweltlichen Weite. Dicht aneinander-



Fräulein Barbara v. Schubert

Phot. Reimann



Fräulein Hilde Meissner

Phot. Harlip



Prinzessin Gabriele zu Ysenburg

Phot. Binder



Fräulein Regina Purrmann

Phot. Solmssen



Fräulein Lilli Colshorn

Phot. Mercochrom



Frau Trudi Ahlemann

Phot. Binder



Fräulein Herta Hühnlein

Phot. Binder



Fräulein Helga Nehring

Phot. Harlip



Fräulein Jutta v. Prittwitz

Phot. Binder



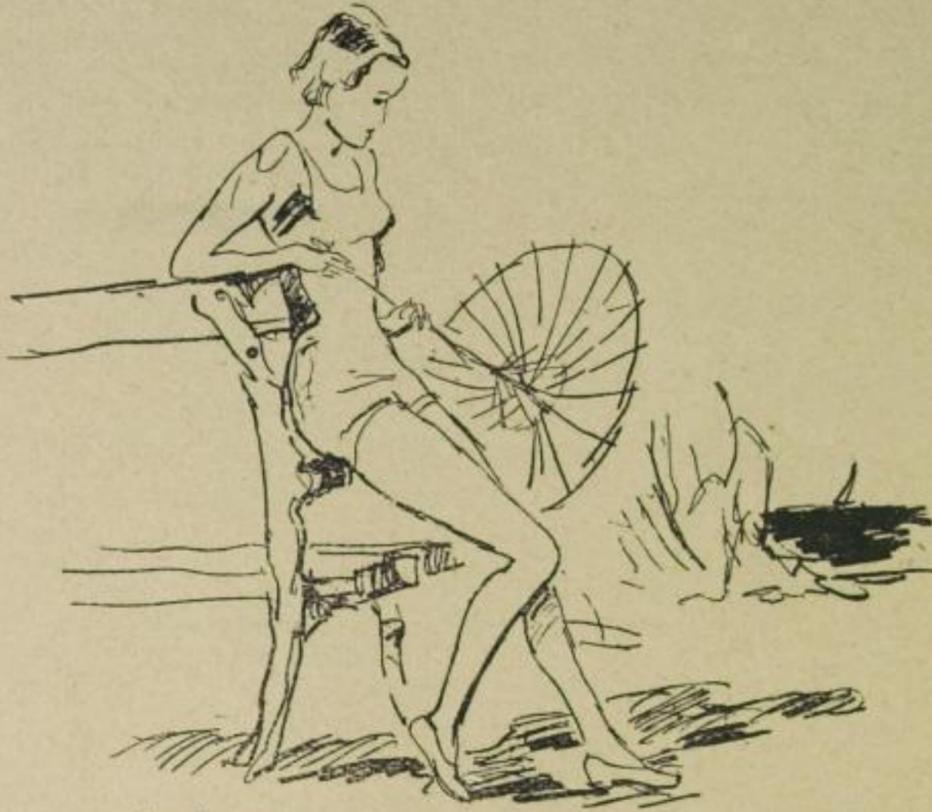
Phot. Solmsen

Die junge Pianistin Christine Purrmann

geschmiegt sieht man das sommerlich weiße Hochzeitspäarchen stumm im nächtlichen Palmenschatten zwischen den verschwenderisch duftenden Orangenbüschen lustwandeln. Ach, es sind die einzigen, denen die kalte Mondnacht im sonnigen Süden nichts antun kann. Die anderen haben entweder eine Wärmflasche oder den Schnupfen.

Das weiße, glatte Band einer idealen Autostraße läuft mit dem Schienenstrang der elektrischen D-Züge auf, unter und mitten durch die Felsen am Meerufer. Zur Nacht taghell beleuchtet, aufflammende Ortschilder und Entfernungsmesser, richtungweisende Kaugen in den Tunnels. Wenn der einsame Fußgänger den Blick vor den Kaskaden wildwuchernder Rosen und Geranien schließt, rät die Nase auf Kurfürstendamm, Hauptverkehrszeit. Das rattert und töfft im infernalischem Geruch des südländischen Treibstoffs hinter-einander her mit nur kurzen Intervallen in den frühen Morgenstunden. Dazwischen quiescht streckenweise eine schmalspurige Tram, keuchen mit Touristenfracht hochbeladene Autocars, schießt der fahrplanmäßige Busverkehr immer haarscharf um die nächste Felsenecke. Dieser Busführer an der Riviera muß, wie sein Kollege in den engen Gassen Roms, ein phantastisch hilfreichen Schutzengel besitzen, der seinerseits wirklich alle Hände voll zu tun hat. Jedenfalls ist der Fahrgast heilfroh, wenn er nur ein bißchen gehirnerschüttert dem elegant kurbenden Ungetüm nachblicken kann und sonst noch im Knochengeriist soweit beisammen ist.

Am Sonntag gehört diese herrliche Uferstraße den einheimischen Radfahrvereinen und Motorrädern, die dann irgendein blaues Band auspunkten. Da nunmehr jedes Städtchen seine Via Vittorio Veneto hat, steht dort plötzlich auch ein sonntäglicher Polizist, der mit weißen Handschuhen den Verkehr vor sich hinregelt, wenn in einer Fahrpause eine dicke Mamma mit dem kirsch-äugigen Bambino auf dem Arm über die Straße will, oder wenn zwei eifrig redende Geschäftsfreunde auf ein Viertel Roten in die dunkle Trattoria an der Ecke drüben streben. Am Meer ist derweil Corso. Boote, trocknende Fischernetze, das neugestrichene Schild „Kursaal e bagno“ an der Badeanstalt sind Staffage auf der einen, die gardinenlosen Fensterhöhlen bunter engbrüstiger Wohnstätten auf der andern Seite. Hüben und drüben auf scharf vorspringender Felsennase ein zerfallenes Kastell, einstmals Schutz gegen die Sarazenen, die um die Jahrtausendwende diesen fruchtbaren Küstenstrich fleißig überfielen und sich menschlichen Betriebsstoff für die Ruderbänke in ihren unternehmungslustigen Galeeren holten. Feldgraue Muschkoten sind Kontrapunkt für die bunte Wildheit der von der jeunesse dorée zur Schau getragenen Schlipse. An den Mauern und Zäunen steht angepinselt: „Evviva la guerra!“ Aber der Himmel ist hoch und Abessinien ist weit. Überdies kommen auch hier anscheinend auf einen feurigblickenden Troubadour immer zwei bis drei Leonoren, eine wie die andere blauschwarz gebobbt. Eine wie die andere hat sehnsuchtsvolle Mandelaugen, ein malerisches Umschlagtuch und fleischfarbene Seidenstrümpfchen. Unter hohen Offiziersmützen wandelt es gemessen und goldbetreht daher, an der Hand den hoffnungsvollen Nachwuchs im Faschistenhemd, während die starkgeschminkte Mutti ihren Silberfuchs wie ein Beutestück auf der rechten Schulter trägt. Fischer schleppen breitbeinig als sichtbare Bürde das Ungemach des Sonntagsanzuges mit sich herum. Am Straßenrand hocken mitteil samen Gemüts die Alten, zerzißelt und zahnlos und hüten die auf prallen braunen Beinchen krabbelnden Jungen.



Am Strande

Viktor Friese

Um die Ecke herum, in Wacholder und Ginster, liegt faul der junge Schäfer und flötet sich eins. In weitem Bogen um die zerstreut weidende Herde jagt unermüdlich der struppige Hund. Schließlich muß er doch einmal aufstehen, der Schäfer. Dann tut er verjonnen die selbstgeschnitzte Flöte weg und hängt einen gigantischen Regenschirm an den Arm. Es regnet so selten an der Riviera und dann auch nur ganz kurz, — aber jeder Radfahrer trägt seinen Paraplu an der Lenkstange und der Schirmflicker hat eine Menge zu tun, wenn er ins Dorf kommt. Man staunt nur, aus

was für unsagbaren Nesten er wieder einen Regenschirm macht. — Diese Bergnester am Ende von schmalen Maultierstegen sehen niemals einen Rivierareisenden in ihren himbeergestrichenen Mauern. Immer wieder öffnet zwischen den graugrün gefalteten Bergen eine versandete Deltamündung einen Fächer voll überschwenglich fruchtbaren Ackerlandes, das nach Norden gegen alle Unbill vom Gebirge gedeckt wird. Maultiergespanne mit Artischoken- und Feigenkörben zudeln zum kleinen Stationsgebäude, an dem die großen Züge vorüberbrausen. Ein geduldiges Eselchen setzt im Kreise schreitend eine jener biblischen Wassermühlen in Bewegung und die Schöpfkellen plätschern das Labial für die rote Lehmerde in Röhren und betonierte Zisternen. Das Meer ist arm an Fischen. Getreide gedeiht nicht. Die Ölernte steht im Vordergrund. Die sagenhafte Konjunktur an der Riviera, als aus den vollbesetzten Karawanenereien der Goldsegen ins Land strömte, sind gewesen. Der Spielsaal in Spedaletti bleibt schon seit Jahren zu, der in San Remo ist eine Art Beigabe zum Thé dansant. Am Roulettisch in Monte hat den großen Abenteuerer der kleine Bürger abgelöst, der mit Frau, Schwiegermutter und Tante ganz vorsichtig — „Olala! La crise! ...“ ein paar Franks riskiert. Daß Pfund und Dollar fehlen, merkt man an den vielen leerstehenden Villen von der Côte d'Azur bis nach San Remo hin: „A louer! Da vendere!“ Das sparsame italienische Sommerpublikum macht den Kuhl nicht fett.

Bis zum 15. Juni steht der Eingeborene kopfschüttelnd am Meergestade und sieht reichsdeutsches und Schweizer Gebein in den blauen Fluten kraulen. Ihm, dem Südländer, ist es viel zu kalt! Bis zum 15. Juni. Dann, wenn die internationale Riviera tote Saison hat, dann erwachen von Massio bis Viareggio die großen Sommerhotels, die Sommer villen der Mailänder und Genuesen, die Rinderkolonien von Florenz und Turin. Kilometerweit dehnt sich der Badestrand mit dem Aneinander von lustigen bunten Sonnenschirmen, unter denen geflirtet, in der sengenden Hitze geruht und ungeheure Mengen „Gelati“, das köstliche italienische Eis, verspeißt wird. Bis die Herbstsaison beginnt ...

Ratschläge für angehende Schriftsteller

Von
Achille Campanile

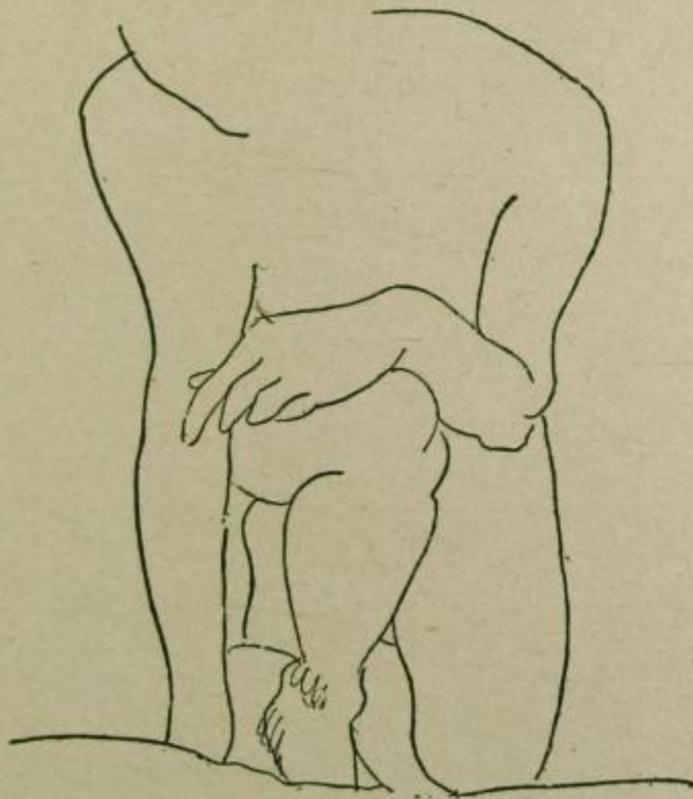
Es versteht sich, daß ich beim Schreiben meiner Feder niemals freien Lauf lasse. Eherne Gesetze regeln unerbittlich meine Arbeitsweise.

Denn ich gehöre keineswegs zu jenen Schriftstellern, die die Bemerkungen der Kritiker unbeachtet lassen. Im Gegenteil, sooft ich zur Feder greife, bemühe ich mich aufs gewissenhafteste, folgende Kritikerkategorien möglichst zufrieden zu stellen:

- a) Diejenigen, welche gleich wegwerfend ausrufen: „Die üblichen Kallauer!“, wenn in meinen Schriften die lustigen Seiten vorwiegen.
- b) Diejenigen, welche bedauernd feststellen: „O weh, er hat sich ausgeschrieben!“, wenn die melancholischen Stellen in der Überzahl sind.
- c) Diejenigen, die von Natur aus kein Organ für das Komische haben.
- d) Diejenigen, die aus Instinkt geschworene Gegner des Ernsten sind.
- e) Diejenigen, die mich à la Dante möchten;
- f) Diejenigen, die mich lieber wie Aristophanes wünschten.
- g) Diejenigen, denen es leid tut, daß ich so bitter bin.
- h) Diejenigen, die sich beklagen, ich sei zu süßlich.
- i) Diejenigen endlich, die grundsätzlich und auf alle Fälle erst mal anderer Meinung sind, als alle Kritiker obiger Kategorien zusammen.

Wenn ich also unter Berücksichtigung all dieser sakrosankten Wünsche meiner Herren Rezensenten und Zensoren mein Manuskript endlich fertig habe, kommt ein sehr schwerer Moment.

Würdest du's für möglich halten? Wenn der Stapel Papierbogen, der so lange auf meinem Schreibtisch sein glorioles Dasein entfaltet hat, zu einem Paket zusammengebunden wird und zum Verleger wandert, ist es mir, als entrisse man mir ein Stück meines Herzens. Wenn aus einem Bildhaueratelier die fertige Statue weggetragen wird, ist es, als trüge man einen Verstorbenen zur letzten Ruhe, nicht wahr? So ungefähr ist es auch, wenn das umfangreiche Manuskript nach so viel Tagen gemeinsamen Lebens mit mir mich für immer verläßt. Die



Knieender

Lenore Stenbock

Post trägt es weit fort, der Faktor bemächtigt sich seiner und zerschneidet es in Stücke, die er unter die gierigen Setzer verteilt. Das Werk gehört mir immer weniger. Ich sehe es zwar noch einmal ganz flüchtig wieder, wenn ich die Korrekturbogen durchsehe. Aber dann, Adieu für immer! Nun gehört es aller Welt.

Nun wird jeder seinen Senf dazu geben. Die einen werden es nach der einen Seite ziehen, die andern nach der andern, der wird es bis zu den Sternen loben, jener mit Schmähworten bedecken.

Ich halte still. Ich kann nur im Geheimen wünschen, daß der Tag komme, an dem ein Junge an einer Buchhandlung vorbeikommt und mit weinerlicher Stimme nach meinem Buch verlange, die Mutter am Rock oder den Vater an der Hand ziehe, daß sie mit ihm eintreten und das Buch kaufen; und daß ringsherum die Stadt im Lichterglanze des anbrechenden Abends erglühe und unter dem anschwellenden Verkehr erschauere; und daß ich dann seit fünfzig Jahren tot und begraben sei.

*

Weißt du denn nicht, daß Schreiben eine wahre Qual ist? Weißt du nicht, daß, wenn dich diese vermaledeite Angewohnheit einmal erwischt hat, du sie niemehr los wirst?

Denk' an den Fall Gianfranco Rotellis! Du kennst ihn nicht? Ich will ihn dir erzählen.

Wie du weißt, ist er Sonderberichterstatter des „Echos“. Er reist und schreibt. Entsetzlich! Man reist zwar, daß es eine Freude ist. Eine wahre Pracht: Billett erster Klasse, die besten Hotels, alles bezahlt. Aber dann kommt das *redde rationem*: schreiben. So sehr der moderne Journalismus in diesen letzten Jahren geradezu Riesenfortschritte gemacht hat, gibt es noch keine Zeitung, deren Redaktion einen auf die Reise schickt, ohne die Verpflichtung zu schreiben. Gianfranco ist heute da, morgen tausend Kilometer weiter, und überall, wo er hinkommt, schreibt und telefoniert er ruhig an seine Zeitung. Es ist ihm zur zweiten Natur geworden.

Nun erinnerst du dich vielleicht, daß er meine Kusine Amaryllis geheiratet hat, die du als kleines Mädchen gekannt hast. Nach der Trauung sind sie also auf die Hochzeitsreise gegangen. Aus purer Gewohnheit tat er auch auf dieser Reise „Dienst“: er sandte der Redaktion einen ausführlichen Bericht. Die Zeitung hat, ebenfalls aus purer Gewohnheit, auch pünktlich alles gebracht. Man muß gestehen, daß Gianfranco während seiner ganzen Laufbahn noch nie einen solchen Erfolg gehabt hat. Die Nummer des „Echo“ mit seinem „Sonderbericht“ ging ab wie frische Semmeln. Sie haben die Auflage im Laufe weniger Stunden zweimal verdoppeln müssen. Lebhaftes Interesse erweckte besonders der Artikel in der Spalte „Letzte Ereignisse der Nacht“. Stelle dir die Wut der Amaryllis vor, als sie sah, daß der holde Gemahl gewisse Details veröffentlicht hatte, auf die er, als tüchtiger und gewissenhafter Reporter einfach nicht hatte verzichten können. Um so mehr, als er, wie jeder Sonderberichterstatter, es nicht lassen kann, die gewöhnlichsten Dinge geschickt zu dramatisieren und auszuschnücken. Es hat wenig gefehlt und die Hochzeitsreise hätte mit einer Scheidung geendet.

Indessen war Gianfranco nicht wenig stolz auf das, was er „einen journalistischen Erfolg“ nannte. Tagsdrauf durchsuchte er nervös sämtliche

Blätter der Konkurrenz, und als er in keinem einzigen die geringste Erwähnung des Vorgefallenen fand, rief er befriedigt aus:

„Ich glaube, ich bin der erste gewesen!“

Amaryllis schüttelte enigmatisch ihr bezauberndes Köpfchen, Skeptizismus bezüglich der journalistischen Eignung des Gatten? Man hat es nie erfahren.

*

Genug. Wenn du dennoch darauf bestehst, will ich deinen Entschluß nicht durchkreuzen. Aber entscheide dich und wähle: Gedichte? Prosa? Reisebeschreibungen? Aphorismen?

1. Aphorismen

Im 19. Jahrhundert schrieb man:

Verreisen ist eine Art Sterben. Zuschauer

Erwin Freytag

Anfang des 20. Jahrhunderts:

Sterben ist eine Art Verreisen.

Heute aber:

*Verreisen ist eine Art Sterben,
zum Bahnhof fahren ist eine Art Verreisen,
die Koffer packen ist eine Art zum Bahnhoffahren,
die Wäsche zusammensuchen ist eine Art Kofferpacken,
die Schublade öffnen ist eine Art Wäschezusammensuchen,
den Schlüssel nehmen ist eine Art Schubladeöffnen,
in die Tasche greifen ist eine Art Schlüsselnehmen,
ergo:
in die Tasche greifen ist eine Art Sterben.*

2. Lektüre

Beachte vor allen Dingen eins: viel lesen. Namentlich Meisterwerke russischer Autoren. Man schreitet in der Lektüre voran in der Erwartung irgendeines Ereignisses, das nie eintreten wird, und das ist sehr nachahmenswert. Du wirst außerdem eine Menge Gestalten wiedererkennen, die in unserer Literatur altbekannt sind. Sie sind alle teils Irre, teils Narren, Alkoholiker und Todeskandidaten, die im Laufe der Erzählung sterben (ihre beste Eigenschaft übrigens). Infolge ihrer Namen wirst du unter ihnen eine heillose Verwirrung anrichten und keinen vom andern unterscheiden können. Macht nichts. Du wirst ihre Namen lesen und niemals wissen, auf wen sie sich eigentlich beziehen. Denn man behält sie nie, dafür aber klingen sie um so interessanter.



3. Novellen

Schreibe um Gottes Willen keine Novellen. Die Buchhändler sagen: „Nicht einmal die Hunde wollen sie mehr.“

Stimmt.

Indessen, wie schön waren eigentlich die Zeiten, in denen die Hunde noch Novellen mochten!

*

Darum rate ich dir lieber, eine Monographie zu schreiben. Monographien sind immer gelehrt. Ignorante Monographien findet man überhaupt nicht. Sie wären eine solche bibliographische Rarität, daß man sie mit keinem Preise bezahlen könnte. Schreibe also eine ignorante Monographie, und du wirst als Berühmtheit in die Geschichte der Literatur eingehen.

*

Oder, noch besser, beginne deine Schriftstellerlaufbahn damit, daß du deine Memoiren schreibst.

„Aber“ — wirst du vielleicht einwenden — „ich bin zu alt, um meine Memoiren zu schreiben. Das sind Dinge für die Jungen.“

Gewiß, bei deinem Alter ist es schwer, sich an alles zu erinnern. Es sei denn, daß du so wie ein alter Freund von mir verfahrst, der alles nur in Hinblick darauf tat, ob er's später in seinen Memoiren verwenden konnte. Er ging z. B. zur See, obwohl sie seiner Gesundheit ganz und gar nicht zuträglich war, einzig deswegen, um in seinen Memoiren Schilderungen von Sonnenuntergängen am Meer einzufügen, worin er schlechthin unüber-

trefflich war. Als er schon hoch in Jahren war, fehlten ihm noch fünfzig Seiten. Da fällt ihm ein, daß ein Kapitel afrikanischer Abenteuer sich sehr schön machen würde. Gesagt, getan. Er fährt nach Afrika. Ein Löwe fraß ihn auf.

Ich hingegen, siehst du, habe eine ganze Menge Dinge, die mir einen ungeheuren Spaß bereitet hätten, aus dem einfachen Grunde unterlassen, um später einmal meine Memoiren nicht zu umfangreich werden zu lassen.

Eine andere große Peinlichkeit für den Verfasser von Lebenserinnerungen besteht darin, daß nicht alles Vorgefallene so ohne weiteres erzählt werden kann. Bei mir gibt es zum Beispiel Dinge, die ich nicht erzählen würde, selbst wenn man mich umbrächte. Dinge, bei denen ich entweder eine zu jämmerliche Rolle spiele, oder wo ich sogar Unrecht habe, oder die mir sonstwie arge Unannehmlichkeiten in der Familie verursachen würden.



Ihr Beschützer

Manfred Pahl

Das Ideal unter diesen Umständen wäre also, die Memoiren zu schreiben, wenn man noch jung ist. In diesem Alter gibt es wenige Dinge, die man vergessen hat, und noch weniger solche, die man vergessen machen möchte. Da hat man die Sache mit den Memoiren bald hinter sich und kann dann lustig drauflosleben. Aber man darf nicht und man muß sie schreiben, wenn man mehr Erinnerungen und weniger Gedächtnis hat.

Ob man die eigenen Memoiren auf Grund alter Rechnungen schreiben könnte? Die Idee kam mir, als ich eines Tages mit meiner Freundin eine gemeinsame Reise an der Hand der alten Hotelrechnung rekonstruierte.

„Jeden Morgen hatten wir zum Frühstück Kaffee, Brot, Butter, Honig ... in der Rechnung stehen: 2 Frühstück komplett.“ — „Und tranken wir zum Essen Wein oder Bier?“ — „Bier! da steht jeden Tag: 2 Flaschen Bier 6 Lire.“ „Am Nachmittag ließen wir uns Fruchteis aufs Zimmer bringen. Siehst du? Zwischen Mittag- und Abendessen steht: Gefrorenes 12 Lire.“

So konnten wir uns außer an die einzelnen Episoden jener glücklichen Tage auch daran erinnern, daß der Gastwirt ein Gauner war.

Siehst du! Es ist typisch, ich weiß zwar nicht genau wofür, aber es ist typisch, dieser Hang von mir, alte Rechnungen aufzuheben. Immerhin zu etwas wären sie gut. Wenn ich nämlich meine Memoiren schriebe. Ich könnte somit ruhig anfangen: Geboren wurde ich usw., am so und so vielten ließ ich mir einen neuen Anzug machen, tagsdrauf kam der Gasmensch, am 16. April 19 .. bezog ich das Zimmer 8 in der Familienpension Villa S., verlangte eine kleine Fachinger ...

Halt. Verlangte eine kleine Fachinger? O weh, auch mit den Rechnungen hat es seinen Haken, und selbst sie können den Historiker irreführen. An dieser Stelle müßte es wahrheitsgemäß lauten: bezahlte ich eine kleine Fachinger, die ich weder verlangt, noch zu Gesicht bekommen hatte.

Da, eine andere Rechnung: am vierten, ein Kaffee, sechs Lire. Unwichtig? Gemach. Ich muß richtigstellen: am vierten versetzte ich einem Gastwirt einige Fußtritte.

*

Genug. Ich habe dir alles gesagt, was, meiner Ansicht nach, wichtig war, dir mitgeteilt zu werden. Alles übrige ist nun deine Sache.

(Aus dem Italienischen übertragen von A. L. Erné.)



Zeitungsleser

Erwin Freytag

Der Geschäftsführer

Von
Heddy Neumeister

Die Hauptfarbe ist — wie bei einem Café nicht anders zu erwarten — ein weiches stumpfes Creme. Akzentuiert durch das kräftige, satte Blau der Sesselbezüge. Beleuchtungskörper mit indirektem Licht, strenge regelmäßige Scheiben aus Mattglas und scharf gewinkelte Messinghalter — diese sachlich-modernen Beleuchtungskörper vertragen sich ohne Empfindlichkeit mit den pastellenen südlichen Landschaften, welche, leise klassizistisch tönend, mit hellem, leichtem Pinsel hingeseht, die Wände schmücken. Eine warme Atmosphäre, Rauch und Gespräch füllt den Raum — das dürftige Zuhause der Fahrenden.

Streng und ohne Einschränkung sachlich gibt sich das Büfett. Es ist langgestreckt, gerade und nur nach den beiden Enden hin leicht gerundet, rötlich glänzend mit kleinen schwarzen Intarsien schimmert das Holz. Auf der weißen



Im Café

Erwin Freytag

Marmorplatte wiederholt sich die Cremefarbe in allen Schattierungen. Sie ist nach außen hin abgeschlossen durch eine Scheibe aus Glas; glänzend, spiegelnd, lockend und zugleich entziehend wölbt sie sich um die geschichteten Süßigkeiten, vorn in langer, gerader Fläche, unterbrochen und befestigt in Abständen durch blitzende Messingstreben; an den Seiten läuft sie, der sanften Wendung des Holzes folgend, mit je einer schön gebogenen Scheibe leicht nach hinten zurück. Doppel schimmernd reflektiert sie hier noch einmal alles in hellen opalisierenden Tönen: das Creme der Tapete, das Blau des Bodenbelags, das kalkige Weiß der Porzellane, die unaufhörlich an ihr vorbeigetragen werden.

*

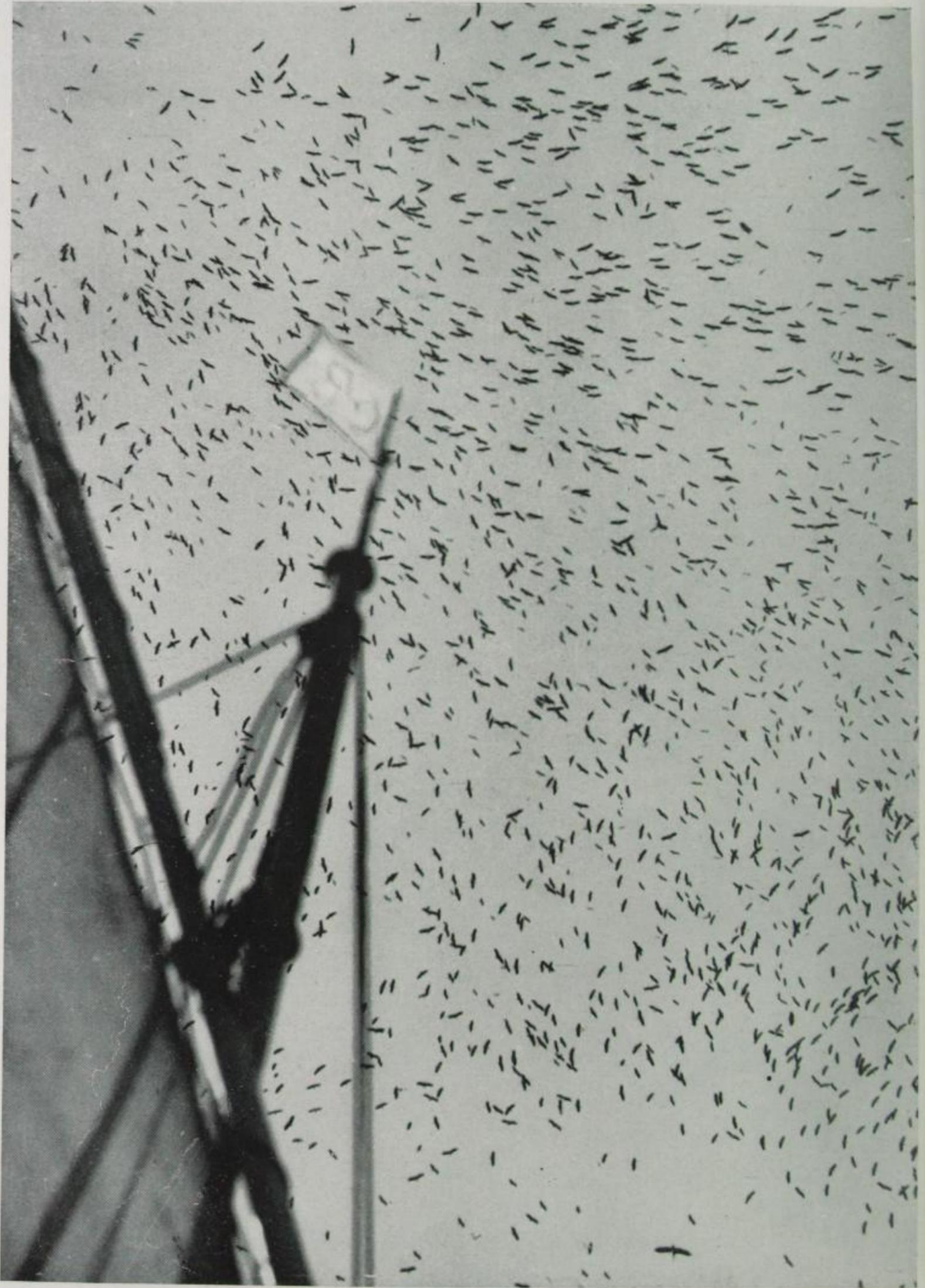
An der Scheibe lehnt der Geschäftsführer. Er hat einen zauberhaft geschnittenen, diskret taillierten dunklen Anzug an, ein fast schwarzes Grün mit winzigen weißen Streifen. Kommen neue Gäste oder geht einer der bisherigen, so verneigt sich der dunkle Anzug viele Male nach einem erlernten unverfehlbaren Rhythmus — nicht zu tief, das hat man in diesem ohnehin stets überfüllten Café nicht nötig, und doch tief genug, daß diejenigen, die das brauchen, sich geschmeichelt zu fühlen vermögen.

Sind es Damen, so ist es die Aufgabe des Geschäftsführers, ihnen beim Auffuchen eines passenden Platzes behilflich zu sein — ganz als seien sie noch jene hilflosen, nichtsahnenden Wesen von früher — dem doch der leuchtend rot



Plac Saski in Warschau

Phot. Schröder



Phot. Associated Press

Zugvögel über dem Nil



Menschen auf dem Landungsplatz

Phot. Münchener Bildbericht



Abend am Luzerner See

Phot. Klein



Spielwiese im Hydepark

Phot. Poll-Schröder

geschminzte Mund, die bewußte Freiheit ihrer Bewegungen so deutlich widerspricht. Gleichviel.

Mit routiniertem Geschick windet er sich durch die dichtgedrängte Zahl der Tische, veranlaßt dort durch eine leise beschämte und zugleich ungemein bestimmte Bitte, daß Pelz, Handtasche, Pakete von einem freien Sitz geräumt werden, zieht einen zweiten Stuhl heran — winkt seinen Schützlingen mit großer, lässiger Geste: Bitte! Steht, die Hand auf der Lehne des Sessels, noch einen Augenblick in diskreter Vertraulichkeit dabei; zärtlich und mit einem dunkel schillernden Blick: Eine Tasse Kaffee? Und mit langen wiegenden Schritten zwischen den Tischen hindurch zurück zum Büfett, wo die bedienenden Mädchen stehen, herrscherlich und endgültig: eine Tasse Kaffee!

*

Mit den Männern verfährt er anders. Es ist ein Café, das viele Stammgäste hat — mittags sitzen sie hier und lesen ihre Zeitung, treffen sich, sprechen über Geschäfte, viele sind nur für einen Tag hier, fahren heute abend wieder. Nicht erstaunlich, daß der Geschäftsführer viele der immer Wiederkehrenden kennt. Sie nicken ihm zu, wenn sie kommen und gehen dennoch mit männlichstolzer Überlegenheit an ihm vorbei, sie brauchen seine Hilfe nicht, um einen Platz zu finden.

Später dann — wenn er abkömmlich ist — tritt der Geschäftsführer wie gelegentlich einmal an ihren Tisch, schüttelt die Hand, fragt etwas: Wie geht's, wie steht's? Oder respondiert verständnisvoll die stehende Klage dieser Zeit: viel Arbeit und wenig Geld. Danach kommt so etwas wie ein persönliches Gespräch in Gang: Sie sehen aber nicht gut aus? Wo waren Sie denn gestern Abend? Ja, ja, Berlin . . . Dann neigt er sich einen Augenblick in plötzlicher Intimität zu dem Stuhl hinab, sagt etwas leise, richtet sich blitzschnell auf, wendet und geht mit langen wiegenden Schritten davon, während der andere in leisen glucksenden Tönen vor sich hin lacht. Noch am Ende des langgestreckten Raumes zwischen so viel Tischen, Menschen, Rauch und Lärm sieht man seinen langsamer werdenden Schritten unfehlbar an, welche köstliche Bemerkung er soeben gemacht haben muß.

*

Später steht er wieder an der gleichen Stelle, an das Büfett gelehnt. Einer der anderen Geschäftsführer ist zu ihm getreten, sie sprechen halblaut miteinander. Dazwischen wandern die gläsernen Augen über ihr Reich, blitzen verständnisfönnig auf, wenn sie einem Mann, schillern unruhig und dunkel, sobald sie einer Frau begegnen.

In der Tat, die Augen sind dunkel. Es ist schwer vorstellbar, daß überhaupt Augen da sind, daß sie leuchten, glühen, weinen könnten. Das Gesicht ist wohlgeformt und gepflegt, überraschenderweise ist es nicht blaß, sondern hat rote gezirkelte Backen — ein nicht eigentlich frischer, aber doch hübscher Farbkontrast, hübsch so wie unsere Puppen waren, welche auch rote Backen hatten und echte Haare. Auch hier sind die Haare unzweifelhaft echt, dunkel und ein wenig gelockt. Die Augen indessen, den Augen vermag man kaum zu glauben, daß es Menschaugen sind — kalt und gläsern umwandern sie das gewohnte Feld, der zärtliche Glanz, den sie annehmen können, er schillert zu starr, zu zitternd, zu irritierend-heftig, als daß man ihm glauben könnte.

Man zwingt sich einen Augenblick zu denken, wie diese Augen auch einmal über einer Geliebten geleuchtet haben — einmal Abschied von einer Mutter ge-

nommen haben — sicher haben sie es — jedoch es ist unvorstellbar. Alles, was einmal dagewesen sein kann oder ist, ist hinabgesunken, aufgejogen in diesem grundlosen Trog konventioneller, bezahlter Liebenswürdigkeit — bezahlten Glanzes, bezahlten Zuhörens, bezahlter Strenge.

*

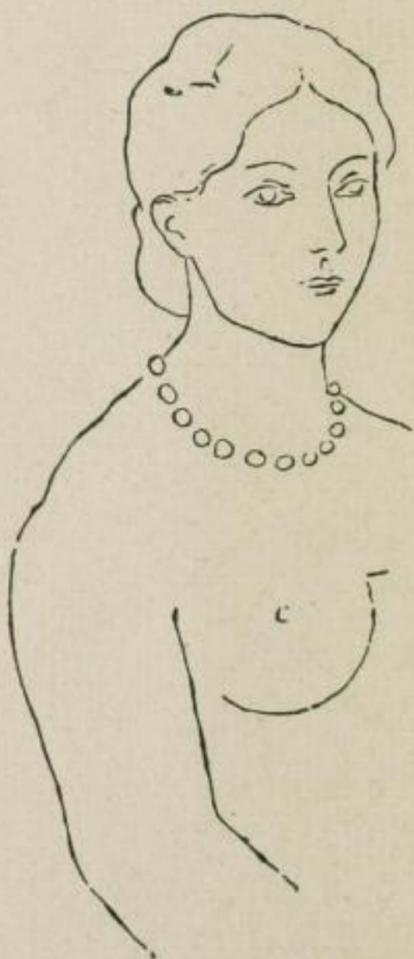
Strenge nämlich gegenüber den bedienenden Mädchen. In aller Unschuld werden sie ein wenig tyrannisiert.

Sie erschrecken, sie lachen, ziehen ärgerlich die Brauen zusammen, sie spötteln, sie widersprechen — sind Mädchen. Man hat sie in lauter gleiche Puppenkleider gesteckt, schwarz und weiß gestreifte, lange mit vielen Falbeln. Sie bringen eine Tasse Kaffee, eine Orangeade, zahlen, Zigaretten, eine neue Bestellung, abräumen. Mit der gleichen Bewegung hundertmal am Tag: die Untertasse hinsetzen, die Tasse darauf, das Milchkännchen, das feucht beschlagene Wasserglas. Sie fahren mit fixen, kleinen Schrittschen über den blauen Bodenbelag daher, ganz rasch, wie auf Rollen von einem unhörbaren Motor getrieben.

Und genau genommen ist es ja auch so. Dennoch, schaut man sie aufmerksam an: da ist ein Gesicht. Ein ausdrucksvolles, weiches, nicht hübsches, sehr warmes Frauengesicht — eine Bayerin könnte das sein. Ein blondes, hoffnungsvolles Mädchengesicht. Ein ausdrücklich sinnlich und selbstbewußt geschminkter Mund. Ein schmales einfaches Frauengesicht, den Ring am Finger, sicher hat sie Kinder. Abends, denkt man sich, erzählen sie ihrem Mann oder Freund, was sie verdient haben; sie machen eine kleine Stirn voller Runzeln, wenn sie berichten, daß wieder einer fortgegangen ist, ohne zu bezahlen, jeden Tag kommt das vor, und nicht immer nur aus Träumerei und Vergeßlichkeit. Die Mädchen, uniformiert und geschäftig und liebenswürdig und, wenn es ihnen zu dumm wird, auch einmal unliebenswürdig — die Mädchen sind Menschen! Abends schnallen sie die Rollen unter ihren Füßen ab und sind sie selbst.

*

Am glaubhaftesten erscheint noch dies: ein Arbeiter, irgendeiner im blauen oder grauen Overall, käme unbefangen in all den blanken Glanz hinein und nähme den Geschäftsführer einfach in seiner ganzen Länge auf die Schulter. Man ist sicher, es ginge, der Lack würde ihn halten. Steif und ohne sich zu rühren, sähe man ihn so davontragen, nicht anders als eine der Puppen, welche gelegentlich



Studie Fe Spemann

in einem großen Schaufenster so von einer Seite auf die andere getragen werden.

Man erschrickt dann freilich jedesmal doch, wenn einer, der da so täuschend in Menschengestalt im Fenster stand, plötzlich aufgenommen wird und davongetragen — nur so, als wäre er nichts als eine Sache.

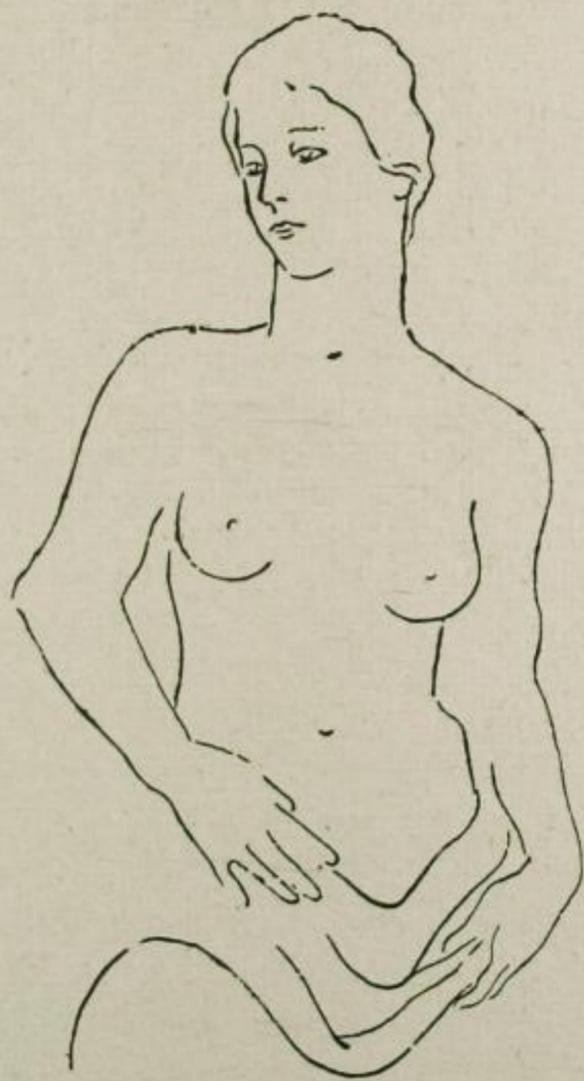
Zur Morgan-Versteigerung in London

Von

Frida Schottmüller

Die Versteigerung der Morganbilder in London in der letzten Juniwoche umfaßte im ganzen 794 Bildnisminiaturen. Die Taxpreise von insgesamt 50 000 engl. Pfund wurden dabei überraschend weit — fast um die Hälfte — überboten. Allerdings war die Sammlung von dem anerkannten Miniaturenkennner Williamson zusammengebracht und katalogisiert worden, und die besten englischen Maler, wie viele auswärtige waren hier vielseitig mit guten Bildern vertreten, so J. B. Jacques Augustin allein mit über 80, Fragonard mit 13, und zahlreich Cosway und endlich Holbein hier anzutreffen. Ja, dessen reizvolles Bildnis der Mrs. Pemberton, auf der Rückseite einer Spielkarte gemalt im ursprünglichen Rahmen aus schwarzer und weißer Emaille, erreichte einen besonders hohen Preis und soll trotzdem von dem Ersteigerer am nächsten Tage für etwa das Doppelte weiter verkauft worden sein.

Die Verkäufe aus der berühmten alten Sammlung Pierpont Morgans haben in der letzten Zeit nicht zu Unrecht überall Aufsehen erregt. Als Pierpont Morgan 1913 starb — plötzlich in Rom auf einer Studienreise — war sein Besitz an Kunstwerken größer als der von Wertpapieren. Die überaus hohe Erbschaftssteuer in den Staaten machten daher einen Verkauf eines Teiles der Sammlung geradezu erwünscht. Zudem pflegen Kinder ja nur in den seltensten Fällen die von den Vätern zusammengebrachten Sammlungen zu behalten. Meist gehen sie rascher, als sie erworben wurden, wieder auseinander. Pierpont Morgans Sohn, der, wie sein Vater, im internationalen Geschäftsleben eine große Rolle spielt, hat zudem etwas andere Interessen und sammelt mehr in der Richtung alter Handschriften. Aber wenn er jetzt in größerem Umfang von den väterlichen Besitztümern verkauft, ist es wohl, weil er selbst — als Sechziger — an eine Übersiedlung nach England denkt, wo er schon viele Jahre lebt, und ebenso, weil er seinen Nachkommen die Schwierigkeit, Kunstwerke gut zu veräußern, ersparen will.



Aktstudie

Fe Spemann

Zu der Morgansammlung gehörten viele kostbare Gemälde verschiedener Zeiten und Schulen, besonders prachtvolle Bildnisse der englischen Malerei, gute Holländer und eine sehr anmutige Serie von Wanddekorationen von Fragonard, die Jugendliebe verherrlichend, die sich jetzt in der Sammlung C. D. Frick befindet. Fast noch größer war des Sammlers Interesse für Bildnerei und angewandte Kunst, auch für Keramik und im besonderen für Bildnisminiaturen. In seiner Bibliothek standen und stehen zum Teil heute noch bei seinem Sohn marmorne Bildnisbüsten von Desidario da Settignano, Antonio Rossellino und Francesco Laurana. Hier war vordem auch die reichhaltige Sammlung italienischer Bronzen aufgestellt, die von seinem Erbe zuerst verkauft worden ist. Einzelne von ihnen befinden sich heute in der Sammlung Widener, sehr viel mehr kamen zu Frick, der sie dem Metropolitan Museum vermacht hat. Andere kamen direkt dorthin.

Eine besondere Vorliebe hatte Morgan für die *galante Malerei* Frankreichs. Unermüdlich war er hinter schönen und charakteristischen Bouchers, Laucrats und Fragonards her. Von Fragonard fügte er seiner Sammlung die berühmte Serie „Roman d'amour de la jeunesse“ ein, die der Maler des erotischen Absolutismus für die Schlafzimmer der Dubarry schuf, Szenen, deren Thema die Titel verraten: „La poursuite — le rendez-vous — l'amour folle — L'amour pour-suivant une colombe“, usw. Und im Erbe des jüngeren Morgan ist auch ein Raphael von hohen Gnaden, die „Madonna di san Antonio“, auch die „Colonna“ genannt, eines der schicksalreichsten Bilder, das ruhelos durch die Welt wanderte, von Neapel nach Madrid, von Paris nach London, bis es Morgans stählerne Hände festhielten. Ob Morgan auch deutsche Bilder in größerem Umfang erworben hat, sagt sein Katalog nicht. Er führt, wunderlich genug, — zwar ein deutsches Werk auf, aber es ist ein Bild des Ungarn Michael Munkaszy.

Bei den jetzigen Verkäufen sind eine größere Anzahl Gemälde, besonders die englischen, darunter ein besonders kostbarer Lawrence, Holländer wie Hobbema und Cuijp, Porträts von Franz Hals und das berühmte Bildnis der Giovanna del Albizzi von Ghirlandaio überraschend schnell in andere Sammlungen. Die meisten blieben in Amerika, aber das Ghirlandaibild konnte für Europa zurückgewonnen werden. Es ist in die Sammlung Thyssen gekommen, wengleich jetzt noch ein höherer Preis zu zahlen war, als seinerzeit vom alten Pierpont Morgan. Übrigens soll durch diesen schnellen Verkauf wertvollster Bilder auch der Absatz anderer Bilder im Kunsthandel angeregt worden sein.



Am Kai

Hans Sauerbruch

Im Friseursalon

Von
Ulrich v. Uechtritz

„... ist aber reichlich teuer
Fräulein — bei meinem Drogisten ...“

— — —
„N'Abend Herr Doktor — nein wirklich nur wenige Minuten ...“

— — —
„... Schmeling — der Haken war ungeheuer ...“

— — —
„Na sehn Se — doch geschnitten — ich seh's doch bluten!“ —

Und zwischen all dem Geklapper der Scheren
(manchmal klingt's, als ob sie aus Silber wären,
wenn es ein paar Sekunden ruhig ist)

sieht man in Spiegeln mit breiten Fassetten, —
— vor denen Flaschen mit „bitte schütteln“ —
und Seifen und Tuben mit Haarwuchsmitteln — —

„... nein, bitte, halblang und an den Seiten Koteletten ...“ —

die gegenüberliegende Milchglaswand
mit der spiegelverkehrten Schrift:

„Damensalon“ —

aber ein Ton,

ein surrender, hämischer, böser Ton

trifft

mitten hinein in irgendein sympathisch klingendes,
singendes

Schaben der rasierenden Messer:

— der Ton des elektrischen Haartrockners,

der irgend etwas vertreibt — oder besser

gesagt — eintrocknen läßt, was man eben gedacht;

aber dann lacht

man ein wenig unmerklich über sich selbst. —

— — —
— „Wie bitte — Portugal und etwas Pomade?“

— — —
„Kasse — Haarschnitt — Rasieren ...“

— — —
„... Wie schade,

Peau d'Espagne ziehe ich allem vor ...!“

— — —
Und Klimpertöne beim Groschenkassieren. —

— — —
Und es duftet nach Düften — und es schebbert die Scheren.

— — —
„... wie, Gnädigste, wär' es mit weißem Flieder,
das neueste unter den neuen Odeuren ...?“

— — —
„... und bitte — beehren Sie uns bald wieder!“

Das Nachthemd

Von
Rose Richter

In der Grafschaft Sussex, auf halbem Wege zwischen Midhurst und Portsmouth, hinter zwei bewaldeten Hügeln versteckt, lag das Dörfchen Singleton. Die ganze Gegend atmete Biederkeit, Anstand und den geruh-samen Reiz des englischen Provinzlebens.

Der Squire von Singleton, Samuel Kent, und seine Familie schienen eine Verkörperung dieses ländlichen Lebens, das von dem modernen Tempo des städtischen Lebens noch unberührt geblieben war. Er hatte der Krone als Zollinspektor lange und ehrlich gedient und sich, als er in Pension ging, in seinem Heimatdorf niedergelassen. Allgemeine Achtung umgab ihn und seine junge Frau, die er in zweiter Ehe geheiratet hatte, nachdem seine erste Frau im Irrenhaus gestorben war. Sie hinterließ ihm eine Tochter namens Constance.

Constance schien einem jener zarten, nebelhaften, victorianischen Ro-mane entsprungen, in denen Glut, Traum und Frömmigkeit zu einem süßen Ganzen verschmelzen. Sie war entzückend anzusehen, hatte ein naives, reizen-des Benehmen, und aus ihren großen, allzu blassen Augen sprach ein un-endliches Liebes- und Anlehnungsbedürfnis. Ihr Vater war ein würdiger, zurückhaltender Gentleman, dessen Temperament zu der rührenden Zärt-lichkeit seiner Tochter in starkem Kontrast stand.

Das junge Mädchen übertrug sie auf die neue Mrs. Kent, welche ihre Stieftochter wirklich sehr lieb gewonnen hatte und die ihr ein sanftes, mütterliches Gefühl entgegenbrachte. Sie war glücklich, die kleine Con-stance neben sich aufwachsen und in großer Liebe an ihr hängen zu sehen.

Das Alter hatte dem Squire von Singleton nichts anhaben können. Er jagte, unternahm weite Märsche und machte unermüdlich bei seinen Nachbarn Besuche. Und der Beweis seiner Jugendlichkeit war die Geburt eines kräf-tigen Jungen, den die zweite Mrs. Kent ihm schenkte.

Während der ganzen Schwangerschaft und Niederkunft bewies Con-stance ihrer Stiefmutter die gleiche Liebe und Fürsorge, die diese bisher ihr hatte angedeihen lassen. Und als das Kind zur Welt kam, übertrug Constance ihre Fürsorge und Zärtlichkeit auch auf das Kleine.

Weit entfernt von irgendwelcher Eifersucht auf ihren Halbbruder, den kleinen Francis, brannte sie im Gegenteil darauf, genau so viel um ihn herum sein zu dürfen, wie die Nurse Elisabeth Gough, und seine ersten Blicke und sein erstes Lächeln zu beobachten.

Wenn Samuel Savile Kents Freunde kamen, um seinen Stammhalter zu bewundern und die junge Wöchnerin zu besuchen, fanden sie Constance immer eifrigst um das Kind bemüht. Ihre allzu blassen Augen brannten so glühend, wie man es noch nie bei ihr beobachtet hatte. Und wenn sie zurück-kehrten, konnten die Bewohner von Singleton nicht genug Worte der Rüh-rung ob dieses innigen Familienlebens finden und alle sprachen von diesem jungen, mutterlosen Mädchen, das es verstanden hatte, durch ihre Liebe so viel Wärme in dem Heim ihres Vaters zu verbreiten.

Selbst der Pastor erwähnte in seinen Predigten dieses von warmer Herzlichkeit erfüllte Heim als beispielgebend.

Aber das Schicksal liebt allzu gesichertes Glück und Behagen nicht. Eines Morgens wurde das ganze Haus durch gellende Rufe aufgeweckt. Es war Constance, die so schrie. Sie war zeitig aufgestanden, wie gewöhnlich und gleich in die Nursery hinübergegangen, um ihren kleinen Bruder zu besuchen. Das Kind war verschwunden. Nach stundenlangem, fruchtlosen Suchen ritt Mr. Kent nach Midhurst, um die Polizei zu verständigen. Während er noch unterwegs war, entdeckte die unglückliche Mutter die Leiche des kleinen Francis mit durchschnittener Kehle in einem alten Brunnenloch.

Die ganze Gegend war ob der Sinnlosigkeit dieses grauenhaften Verbrechens völlig fassungslos. Die Polizeichefs der Grafschaft nahmen in Singleton Quartier, und kein einziger Bewohner des Dorfes blieb unbeobachtet.

Die einzige Ortsfremde, die junge Nurse, wurde selbstverständlich in erster Reihe verdächtigt, aber mangels Beweisen und auch weil jeglicher Beweggrund fehlte, mußte sie sehr bald wieder entlassen werden.

Der Chief Constable von Sussex fühlte sich außerstande, das schreckliche Geheimnis allein zu lösen, und wandte sich nach Scotland Yard um Hilfe. Scotland Yard war erst kurze Zeit vorher als Detektivbüro gegründet worden. Zum erstenmal in den Polizei-Annalen Großbritanniens suchte die auf ihre Unabhängigkeit so stolze Provinz Unterstützung bei der Londoner Zentrale, und zum erstenmal begaben sich Londoner Inspektoren aufs Land.

Williamson und Tanner stiegen in Midhurst aus und nahmen in dem einzigen Gasthof von Singleton, im „Roten Löwen“, Quartier.



Liegender Knabe

Alfred Knott

Die beiden Detektive waren in arger Verlegenheit. An die Großstadt und ihre mannigfaltigen Behelfe gewöhnt, kamen sie sich auf dem Lande wie verloren vor. Sie fühlten sich den Dingen, der Landschaft und den Menschen fürchterlich fremd und litten unter der feindseligen Einstellung der Dorfbewohner und unter der Eifersucht ihrer einheimischen Kollegen.

Tatsächlich hatte der Chief Constable von Sussex, der von Scotland Yard Hilfe erbeten hatte, diesen Schritt bereits sehr bereut. Das ganze Dorf machte ihm das Armutszeugnis, das er sich und ihnen mit ihm ausgestellt hatte, zum Vorwurf. Auch empfanden sie es als Schande, daß die ganze Welt durch die großen Zeitungen von dem Fall erfahren sollte, der sich in ihrer Gegend ereignet hatte. Viel Hilfe konnten die beiden Männer also von den Einheimischen nicht erwarten.

Seit Entdeckung der Leiche des kleinen Francis waren mehrere Wochen vergangen, und es fehlte noch immer jeglicher Anhaltspunkt. Williamson mußte sich widerstrebend entschließen, mittels Tratsch und Klatsch zum Ziele zu gelangen. Gleichzeitig machte er sich ganz selbständig ein Bild von den Tatsachen und von den Gewohnheiten und Eigenschaften der Familie Kent.

Das war der einzige Ort, wo man ihm nicht ganz einfach den Rücken zu kehren wagte. Er führte stundenlange Gespräche mit dem Vater und mit Mrs. Kent, welche sich immer in Constances Gesellschaft befand.

Jeden Morgen begleitete der Detektiv das junge Mädchen, wenn es für das Grab seines Brüderchens Feldblumen pflücken ging.

Tanner hingegen hielt sich mehr an die Dienerschaft; die Köchin, den Gärtner und das Hausmädchen.

Der Inspektor Williamson war ein studierter Mann. Er versuchte der Sache auf psychologischem Wege beizukommen. Das Verbrechen war geschickt erdacht und ausgeführt worden. Weder ein Landstreicher noch ein Dorfbewohner konnte in Frage kommen. Denn abgesehen von der Sinnlosigkeit eines derartigen Mordes, ließen auch die bissigen Hunde, welche den Garten bewachten, einen derartigen Verdacht nicht aufkommen. Blieben also als mögliche Schuldige nur die Nurse, der Vater, die Mutter und Constance.

Wer von den Vieren hatte nun ein Interesse an dem Verschwinden des Kindes. Ein anderes als ein seelisches Motiv kam nicht in Frage. Williamsons Verdacht kreiste immer enger um Constance.

Man hatte ihm von der leidenschaftlichen Liebe des jungen Mädchens zu seiner Stiefmutter erzählt. Sollte Mrs. Kent ihre Stieftochter seit der Geburt des Knaben vernachlässigt haben?

Eines Tages führte Williamson Tanner ganz tief in den Wald. Für das, was er ihm zu sagen hatte, konnte die Gegend gar nicht wild und einsam genug sein.

„Mach die Augen zu, Dick“, sagte er, „und stell dir ein einsames Haus vor. Es ist noch Nacht, und die Felder sind in tiefes Dunkel getaucht. Im Winkel eines Zimmers schläft in der Wiege ein Kind. Plötzlich huscht durch die Türe ein Schatten, schleicht lautlos näher ... ein Stich ... und alles ist vorbei. Der Schatten ist einer der Hausbewohner. Wie, glaubst du, war der Betreffende angezogen?“



Phot. Ufa

Brigitte Horney



Phot. Europa

Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orleans,
genannt „Liselotte von der Pfalz“ (1652–1722)



Phot. Europa

Renate Müller als Liselotte von der Pfalz



Carola Höhn

Phot. Ufa



Ursula Grabley

Phot. Ufa



Jan Kiepura und Theo Lingen in „Ich liebe alle Frauen“



Die Komparserie klatscht Beifall

Photos Ufa

Dick hatte die Augen noch immer geschlossen: „Er war barfuß.“

Williamson fuhr fort:

„Aber wie war die Person gekleidet? Trägt man um diese Stunde eine Krinoline oder einen Schlafrock? ...“

Dick dachte intensiv nach:

„Ich glaube ... ein Nachthemd ...“

„Das ist auch meine Ansicht“, nickte Williamson lebhaft „und du mußt morgen sofort bei dem Hausmädchen in Erfahrung zu bringen suchen, ob seit der Mordnacht nicht ein Nachthemd in Verlust geraten ist. Denn eines war bestimmt blutbefleckt.“

Am nächsten Tag erschien Tanner mit einer großen Neuigkeit:

Ja, seit der Mordnacht fehlte ein Nachthemd: Constance, die drei besitzen sollte, hatte nur mehr zwei.

Williamson begab sich sofort nach Midhurst zur Polizei und verlangte die Festnahme des jungen Mädchens.

Der Polizeichef verweigerte sie und war aufs tiefste empört. Die Londoner Leute hatten wahrhaftig vor gar nichts Respekt und trugen die Tollheit und Entartung aufs Land hinaus. Wie konnte Williamson es wagen, eine der ehrenwertesten Familien der Grafschaft in den Schmutz zu ziehen.

Williamson aber ließ nicht locker:

„Ich habe einen Beweis“, sagte er, „und wenn Sie mir nicht helfen wollen, dann fahre ich sofort nach London und gebe dort den Fall bekannt.“

Der Polizeichef mußte klein begeben, lehnte aber jede Verantwortung ab.

„Haben Sie Constance denn überhaupt verhört?“

„Nein, ich will sie überrumpeln.“

*

Als Constance einige Tage später vor dem Untersuchungsrichter stand, rührte ihre Schönheit, Anmut und Jugend alle Anwesenden.

Den zum Verhör herbeigerufenen Inspektor Williamson empfing sie mit einem traurigen Lächeln, welches auch, während der Inspektor sie zu überführen suchte, unerschütterlich das gleiche blieb. Sie hatte für alles eine Antwort, und die Schlichtheit ihrer Erklärungen gewann ihr alle Herzen.

Ja, es fehlte ihr ein Nachthemd. Der Zufall wollte es, daß es gerade am Tag nach der Mordnacht verschwand. Aber sie hatte damit nicht das geringste zu tun, nur die Nachlässigkeit der Waschfrau war daran schuld.

Die Wäscherin wurde herbeigeholt. Und sie gab zu, daß sie tatsächlich in dem Wäschepaket, welches ihr von Constance übergeben worden war, das bewußte Nachthemd gesehen habe; es stand übrigens auch auf dem Wäschezettel vermerkt. Es mußte bei ihr zu Hause weggekommen sein.

Dem Coroner blieb nichts anderes übrig, als Constance zu entlassen und sich bei ihr zu entschuldigen.

Wochenlang zogen die englischen Zeitungen über Scotland Yard, seine Detektive und deren Vermessenheit her. Dagegen wurde die Sittenreinheit der englischen Provinz in den Himmel gehoben. Ob der Rohheit der Polizei gegenüber einem unschuldigen jungen Mädchen stand das Auge so mancher schönen Leserin in Tränen. Und um die allgemeine Rührung noch zu erhöhen, hieß es, daß Constance vorhabe in ein Kloster zu gehen.

Von der öffentlichen Meinung beinahe geächtet, wurde Williamson in eine kleine Vorstadtstation verbannt.



Alfred Knott

Fünf Jahre später wurde Williamson von Sir Richard Mayne, der ihn strafweise versetzt hatte, nach Scotland Yard berufen. — „Hier ist die authentische und unterschriebene Erklärung, welche mir von der Brightoner Polizei übermittelt worden ist. Wollen Sie, bitte, Einsicht nehmen?“

Und Williamson las:

„Ich, Constance Kent, habe allein und ohne Mitwisser in Singleton meinen Halbbruder Francis Savile Kent ermordet. Niemand wußte von meinem Vorhaben und kein Mensch kannte meine Schuld. Niemand hat mir bei dem Verbrechen geholfen oder mich vor Entdeckung geschützt.“

Williamson hatte im Laufe der Jahre gelernt, sich zu beherrschen. In seinem energischen Gesicht zuckte keine Muskel. Und aus seinen kalten Augen sprach keinerlei Überraschung. Kein Wort des Triumphes kam über seine Lippen.

Und ebensowenig ließ sich der Herr von Scotland Yard anmerken, was in ihm vorging. Er machte keinerlei Versuche sich bei dem Manne zu entschuldigen, den seine phantastische Begabung beinahe ins Verderben gestürzt hatte. Die beiden Männer waren aus dem gleichen britischen Holz geschnitzt, und Gefühlsäußerungen kannten sie nicht. Sir Richard Mayne äußerte kein überflüssiges Wort. Er begnügte sich damit, dem Detektiv Anweisungen für Brighton zu übergeben. Und auf dem Briefumschlag stand: „An den Oberintendanten Williamson.“

*

Und der Oberintendant Williamson war es auch, der Constance Kent, die Tochter des Squires von Singleton, nun zum zweitenmal verhaftete. Sie war zur Frau erblüht, aber ihre Augen waren blaß und jungfräulich geblieben.

Eine fanatische religiöse Ekstase war über sie gekommen und hatte sie vertieft und vergeistigt. So war sie dazu gekommen, ein Geständnis zu Protokoll zu geben.

Williamson fand alle seine Annahmen voll bestätigt. Constance war nicht nur schuldig, sie hatte nicht nur ihren Halbbruder ermordet, sondern auch ihre Kleidung entsprach vollkommen Williamsons seherischer Vorstellung.

Als Constance ihren kleinen Bruder erstach, trug sie ein Nachthemd, das tatsächlich mit Blut bespritzt war. Sie hatte das verräterische Hemd verschwinden lassen. Sie hatte es so zusammengerollt, daß man das Blut nicht sah und in den Korb der Waschfrau gelegt und genau darauf geachtet, daß diese es auf ihrem Zettel verzeichnete. Dann hatte sie die Bäuerin fortgeschickt, um ein Glas Wasser zu holen, und den kurzen Augenblick dazu benutzt, um das Nachthemd unter ihrem Kleid verschwinden zu lassen. Später verbrannte sie es.

*

Wieder kam es zum Prozeß. Damals befaßte man sich noch nicht mit erblicher Belastung, und niemand führte ins Treffen, daß die Mutter des Mädchens im Irrenhaus gestorben war.

Constance gestand die Tat nochmals rückhaltlos und gab als einzigen Grund Eifersucht an. Sie wurde zum Tode durch den Strang verurteilt, aber zu lebenslänglichem Kerker begnadigt.

So endete der „Irrtum“ des Inspektors Williamson.

Das rote Pantöffelchen

Von
Bert Engel

Der Bibliothekar, Dr. Grabner, war Junggeselle und bewohnte zwei behaglich eingerichtete Zimmer in einem älteren Hause an den Anlagen. Seine Haushälterin hatte ihm, wie immer, auf dem kleinen Tischchen neben seinem Schreibtisch einen Tee gerichtet. Die eine Wand des Raumes war fast bis zur Decke mit hohen Bücherregalen ausgefüllt und in der Ecke brannte im dunkelgrünen Kachelkamin ein offenes Feuer. Um ein Bärenfell standen davor drei Klubessel und ein niederer Rauchtisch. Den mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch besonnte das warme Licht einer Stehlampe.

Dr. Grabner legte Hut und Mantel ab und setzte sich in den bequemen Arbeitsessel. Er fühlte sich wohl zu Hause und freute sich immer auf die ruhigen Stunden, die er hier fast allabendlich über seinen Studien verbrachte. Er zündete sich eine Zigarette an und sah auf die kleine Schreibtischuhr, die gerade $1\frac{1}{27}$ Uhr zeigte. Dann packte er langsam ein in Zeitungspapier eingewickeltes Pantöffelchen aus rotem Safialeder aus, das er bei einem Trödelhändler erstanden hatte, und stellte es vor sich auf die Schreibmappe.

Offenbar kaukasische Handarbeit, dachte er, während er den schmalen Schuh eingehend betrachtete. Dieser hatte einen lederüberzogenen Absatz und war tief ausgeschnitten. Sehr hübsch! Was für ein Mädchen mag wohl diesen Schuh getragen haben? Er nahm ihn zur Hand und drehte ihn nach allen Seiten. Da bemerkte er, daß mitten auf der Sohle, da, wo der Fuß am festesten aufgestanden haben mag, ein durchgehender Schnitt sich zeigte, wie wenn man ein breites Messer hindurchgestoßen hätte. Um das scharfkantige Loch verlief ein dunkler Fleck.

Merkwürdig. Was das wohl zu bedeuten hatte? — Dr. Grabner hielt den Schuh zur Lampe hin, um ihn genauer anzusehen. Das Leder war um die Öffnung herum etwas aufgebogen und klappte auseinander, wie wenn es feucht gewesen und sich beim Trocknen geworfen hätte. Hell hob sich gegen das Licht der schmale, längliche Schnitt von der dunklen Sohle ab. Wie ein Dolchstich, fuhr es ihm durch den Sinn und gleichzeitig stieg die unklare Ahnung irgendeines Zusammenhanges in ihm auf.

Im abendlichen Dämmern sah er eine weite Steppenlandschaft vor sich. Die Sonne war hinter der dunkelblauen Silhouette einer kantigen Bergkette untergegangen und sandte ihren letzten rötlichen Schein gegen den glasigen Himmel. Ein kühler Herbstwind wehte ihm entgegen. Er lief auf einem Feldweg zwischen Wagen Spuren, deren tiefe Furchen sich vor ihm in der dunstigen Dämmerung verloren. Er trug einen Mantel aus grobem Tuch. Die Flinte hing ihm auf

der Schulter und mit schweren Schafstiefeln schritt er den Weg entlang. Dort vorn bei dem grauen Nebelstreifen lag das Dorf. Er sah schon die niedrigen Hütten und den aufsteigenden Rauch.

Wo Katharina Iwanowna wohl sein würde? Ob sie ihn wohl erwartete? Gestern hatte er ihr gesagt, sie solle ihm vor das Dorf entgegenkommen, wenn er heute heimkehre. Und sie hatte ihren Kopf mit den langen, schwarzen Flechten zurückgeworfen und ihn mit blitzenden Augen angelacht, daß er die blanke Reihe ihrer Zähne sah. Sie werde kommen, hatte sie ihm geantwortet. Aber der Argwohn, den er seit Wochen hegte, ließ ihn nicht los. Finster hatte er vor ihr gestanden und sich auf die Lippen gebissen. Aber sie hatte ihn nur lachend angesehen und, als er ihren Arm fassen wollte, um sie an sich zu reißen, da hatte sie sich plötzlich umgedreht und war davon gelaufen.

Das Bild ließ ihn nicht los. Er fühlte sich nicht mehr sicher. Der Fuhrmann Mikolka, ein grobschlächtiger Kerl, hatte ein Auge auf Kathja. Das wußte er. Oft brachte er etwas mit, wenn er aus der Stadt kam, ein farbiges Schultertuch oder Ledereien. Die roten Pantoffel hatte er ihr auch geschenkt mit der Perlstickerei. Das alles wußte er und glühende Eifersucht loderte in ihm auf, wenn er daran dachte. Was konnte er als armer Jäger dagegen bieten? Nichts als den kärglichen Lohn, seine wohlgebildeten Glieder, seine Arbeitskraft und das kleine Häuschen, das er mit seiner alten Mutter bewohnte. Aber Kathja Iwanowna war verwöhnt. Weiber fängt man mit Süßigkeiten und Geschenken, dachte er bitter. Er fühlte seine Unterlegenheit und ein tiefer Haß flammte in ihm auf gegen Mikolka, dessen derbes, selbstbewußtes Lachen ihm noch wie Hohn in den Ohren klang. Eine drohende, senkrechte Falte trat zwischen seine Augen. Oh, er war auch jemand! Er, Fjodor Romanowitsch! — Wenn er auch kein Fuhrmann war, der in der Stadt einkaufen konnte! Er wollte schon sehen, wer der Stärkere ist!

Finster schritt er weiter. Das erste Haus stand plötzlich vor ihm. Fjodor blieb stehen. Ein Junge kam aus der Tür. „Hast du Kathja gesehen?“, fragte er. „Nein“, sagte er Junge. „Sie war nicht da. Driüben in der Wirtschaft bei Peter Petrowitsch wird sie sein, weil heute Tanz ist.“

Verdammt, Tanzen gilt ihr mehr als ich, murmelte Fjodor vor sich hin und lief weiter. Ein paar Frauen begegneten ihm. Raum erwiderte er ihren Gruß. Dann kam er an der Wirtschaft vorbei. Er hörte Musik, die mit den letzten wilden Taktten eines Tanzes schroff abbrach. Hohn und Schreien schlug nach. Hinter dem verhängten Fenster brannte Licht. Ungelenke Schatten bewegten sich auf den Vorhängen.

Kinder standen vor der Tür und hörten zu. Als Fjodor an der Ecke des Hauses anlangte, sah er ein Fuhrwerk mit zwei Schimmeln stehen. Mikolkas Wagen! Ein Stich fuhr ihm ins Herz. Das Blut pochte ihm gegen die Schläfen. Mit einem Fluch war er vorüber, jagte die Dorfstraße entlang, warf zu Hause wortlos Flinte und Rucksack hin und stürzte keuchend wieder hinaus.

Heute muß sie mir Rede und Antwort stehn, wiederholte er immer wieder halblaut, während er die Straße zurückrannte. Entweder er oder ich! So geht es nicht weiter! Und er fühlte mit der Hand nach dem breiten, scharfen Jagdmesser, das er am Gürtel trug. Außer Atem kam er bei der Wirtschaft an, stieß die Buben zur Seite und trat in den niedrigen, verräucherten Raum.

Fjodor blieb an der Türe stehen und sah sich langsam um. Die Stube war voll von Menschen. Das halbe Dorf schien versammelt. Hinten an der Wand

saßen, etwas erhöht, die Musikanten in farbigen Kitteln. Sie machten gerade Pause. Vor ihnen in der Mitte war ein Raum zum Tanzen freigelassen. Ringsumher standen die Mädchen und Burschen, Frauen und Männer, lachten, sangen und tranken. Die Öllampen an der Decke schickten mühsam gelbes Licht durch den blauen Qualm. Es roch nach Fusel, Schweiß und fettem Dunst.

Fjodor verbarg sich hinter den vor ihm Stehenden und suchte mit lauerndem Blick die Reihen der Tische ab. Da erspähte er sie — drüben an der langen Tafel. Kathja saß zurückgelehnt auf der Bank, neben ihr Mikolka, der Fuhrmann. Sie hatten ihn nicht bemerkt. Mikolka setzte sein Glas nieder und sah Kathja von der Seite an. Sein rotes Gesicht glänzte, der lange dunkle Schnurrbart hing ihm unordentlich über die wulstigen Lippen. Kathja begegnete seinem Blick, zog leicht die Augenbrauen hoch und lachte.

Fjodor erstarrte. Es war ihm, als ob sich alles um ihn drehte, als ob eine rote Woge über ihm zusammenschlage. Er machte einen Schritt vorwärts. Doch da faßte ihn einer am Arm und hielt ihn fest. Es war Swan Bugatschow, ein junger Bauer, der ihn mit heiserer Stimme anredete: „Nun, Fjodor, du kommst spät? Warst wohl aufgehalten bei deinem Wild, was? oder hat es zwei Beine gehabt, he?“ lachte er ihm ins Gesicht. Sein Atem war heiß. Geruch nach Schnaps ging von ihm aus. Seine geröteten Augen blickten unftet.



Lektüre

Viktor Friese

„Laß deine Späße, Zwan“, fuhr Fjodor den Betrunknen an. „Sag mir lieber, wie lange Kathja schon hier ist.“ — „Kathja, die schwarze Kathja? — Brüderchen, wie kannst du so fragen? — Kathja? haha, schon lange. Seit zwei Stunden oder fünf. Mußt Mikolka fragen! Er hat sie mitgebracht. — Fjodor, schau nicht so böß. Fjodor, du bist nüchtern. Komm, trinken wir eins.“ Damit zog er Fjodor an den nächsten Tisch und reichte ihm sein Glas. „Fjodor“, fuhr Zwan mit schwerer Zunge fort. „Fjodor, wenn ich dir sage, daß Kathja mit Mikolka gekommen ist, kannst du es mir glauben. Ich kann ja nichts dafür. Ich kann wirklich nichts dafür.“ —

„Schweig“, herrschte ihn Fjodor an. „Laß mich in Frieden!“ Dann goß er sich ein neues Glas voll Schnaps ein und stürzte es hinunter. Keinen Blick wendete er von Kathja, die sich mit Mikolka unterhielt. Fjodor achtete nicht auf den Lärm ringsum, merkte auch nicht, daß die Musik wieder zu spielen begann und auf dem Tanzplatz ein Gedränge entstand. Er sah nur Kathja, die ihn noch nicht bemerkt hatte.

Fjodor trank ein Glas nach dem anderen. Wie Feuer brannte es ihm in der Kehle und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. „Heute noch, heute noch“, sagte er immer wieder vor sich hin. Sein Herz klopfte. Und jedesmal, wenn sich Mikolka zu Kathja neigte, jagte ihm das Blut in heißer Wallung in den Kopf. „Ruhig, ruhig“, murmelte er vor sich. „Heute noch! Wartet nur.“ Und dann überkam ihn plötzlich ein Siegesbewußtsein. Er war der Stärkere. Er fühlte seine Kraft. Mit dem da drüben konnte er es aufnehmen! — Er trank wieder.

Da sah er, wie Mikolka seinen Arm um Kathja legte und sie an sich zog. Sie wehrte sich nicht. — Das war zu viel! Mit einem Ruck stand Fjodor auf und bahnte sich einen Weg durch die Tanzenden an den Tisch hinüber. Die Musik und das Stampfen der Paare brauste um ihn. Da erkannte ihn Kathja und stieß Mikolka zurück. „Was hast du, mein Täubchen“, lallte der Fuhrmann zärtlich. — „Laß! Sieh doch! Fjodor!“ zischte sie ihm zu und griff sich an das Haar, wie um sich vor Fjodors drohendem Blick zu decken. Der schob ein paar Bauern beiseite, die im Wege standen und trat an den Tisch. „Kerl!“, keuchte er. „Das sollst du büßen!“ Im gleichen Augenblick war auch Mikolka aufgesprungen und, ehe noch Fjodors erhobene Faust niedersausen konnte, hatte der ihm einen wuchtigen Schlag gegen die Brust versetzt. Fjodor taumelte und fiel zurück auf einen Stuhl. Dann wurde er kreidebleich und sank langsam zu Boden. Ihm schwanden die Sinne.

Das alles war so blitzschnell gegangen, daß es in dem allgemeinen Trubel keiner gemerkt hatte. „Gund!“ knurrte Mikolka und setzte sich wieder. Kathja starrte entsetzt auf Mikolka. Aber da lachte der los, daß es dröhnhte. „Will der Kleine Streit anfangen. — ha ha, — mit mir! mit Mikolka! — ha ha. Hab schon anderes erlebt. Komm Kathja, trink. Jetzt erst recht!“ Er wollte sie packen, doch sie stieß ihn zurück und versuchte aufzustehen. Da faßte er sie derb am Handgelenk und hielt sie zurück. „Hierbleiben, Kathja, Hierbleiben! Oder es passiert ein Unglück“, herrschte er die Widerstrebende halblaut an, und auf seiner Stirn traten die Adern hervor. „Ich gehe“, gab Kathja tonlos zurück, „laß mich.“ — „Nein. Du bleibst. Sonst merken es alle. Ja, sonst merken sie es und werden über dich reden. Laß den Jungen schlafen. Er wird von dir träumen. — Da, trink!“

Kathja sah ihn ratlos, in willenloser Abwehr an. Sie wußte, mit Mikolka



Pan

W. Hellwig

war nicht zu spaßen. Und überlegte: mögen sie denken, daß Tjodor betrunken sei und seinen Kausch verschläft. Sie wollte schon eine Gelegenheit finden, um auf und davon zu gehen. So blieb sie sitzen.

Tjodor erwachte langsam. Es war dunkel um ihn. Er sah den Tisch über sich und die Bank, sah Füße, Stiefel und Schuhe. Der Bretterboden war ihm nahe. Sein Kopf schmerzte. Langsam kehrte die Erinnerung zurück, als er über sich den Lärm der Wirtschaft hörte und Mikolka's Stimme, die zu ihm herunterdrang. Und er erkannte vor sich die roten Pantöffelchen Kathja's mit der Perlenstickerei, die ihr der Fuhrmann geschenkt hatte.

Mikolka neigte sich schwerfällig zu Kathja und wollte sie umarmen. Sie beugte sich zurück. Fühlte ihre Schwäche. Eine unbändige Angst überfiel sie, ein Grauen vor dem betrunkenen Koloß. Sie wollte sich losmachen. Konnte nicht. Sie stemmte sich gegen den Fußboden. Ihre Füße rutschten.

Tjodor sah, wie der rote Pantoffel vorwärtsrückte, Stück für Stück. „Schlange, verruchte“, knirschte er, hob den Dolch und schlug ihn mit aller Gewalt mitten in den Fuß mit dem Pantoffel, daß das Messer im Boden stecken blieb. Ein gellender Schrei von oben. Und im gleichen Augenblick sah er den eisenbeschlagenen Absatz des schweren Fuhrmannsstiefels zwischen seine Augen niedersausen. —

Dr. Grabner fuhr empor und faßte sich an die schmerzende Stirn. Er war in Schweiß gebadet. In der Faust hielt er den kaukasischen Dolch, den er als Brieföffner benutzte. Das Messer stak mitten in dem roten Pantöffelchen fest durch die Schreibmappe hindurch in der Eichenplatte des Schreibtisches. Er konnte nicht fassen, was geschehen war. Es schien ihm, als ob er von weit her käme. Er blickte auf seine Hand, die noch immer den Dolchgriff krampfhaft umschlossen hielt, auf den Pantoffel und — da sah er, daß der Fleck im Schuh frisch war und rot wie Blut. Ihm grauste. Von jähem Entsetzen gepackt riß er den Dolch zurück und warf ihn von sich. Aber da stand der rote Fleck auch auf der Schreibunterlage rings um den Einschnitt des Messers und glänzte feucht.

Dr. Grabner stand auf und lief im Zimmer auf und ab. Suchte sich zu beruhigen. Kein Zweifel, er träumte nicht. Der Fleck war da. Der Schnitt stand scharf gezeichnet im Lössblatt. Auch die Tischplatte zeigte das Loch und die rote Spur.

Das ist doch unmöglich, sprach er laut vor sich hin. Ich bin Dr. Grabner. Hier ist mein Arbeitszimmer. Ich bin Historiker. Hier sind meine Bücher. Hier steht mein Tee. Die Uhr tickt. — Drei Minuten nach 1/27 Uhr, stellt er fest. Vor drei Minuten hatte er doch ...

Ihn schwindelte. Er fühlte einen grausigen Zusammenhang. In namenloser Angst packte er Schreibunterlage, Pantöffelchen und Dolch und warf alles in das lodernde Kaminfeuer. — Aber das Loch auf dem Schreibtisch war noch da und der Blutfleck schimmerte im Licht.

Fiebernd hastete er aus dem Zimmer, warf den Mantel um und eilte hinaus. Unter Menschen! Sonst würde er wahnsinnig.

Als er spät in der Nacht nach Hause kam, war nichts Besonderes zu bemerken. Die Lampe bestrahlte friedlich seinen Tisch. Kein Loch war mehr im Schreibtisch zu sehen, kein Blutfleck. Und doch wußte er genau, daß er nicht nur geträumt, sondern ein Schicksal erlebt hatte — wer weiß, vielleicht sein eigenes Schicksal wieder erlebt hatte. —

Haus in Saratoga

Frau Kryme schüttelt ihren Kopf.

Ihre Speisekammer ist zu klein, sagte sie mir, und mein Koch ist ein sehr großer Mann. Ich verstehe gar nicht, warum es in Saratoga so viele Häuser mit so kleinen Speisekammern gibt. Sie sah mich freundlich an. Und, natürlich, mein Koch ist gewöhnt, auf Gas zu kochen. Mein Koch ist Japaner, erklärte sie, um es verständlicher zu machen.

Ich nickte dumpf. Ich habe das Haus vor zwölf Jahren gemietet und nichts, auch nicht die unerwartete Verbindung zwischen Japanern und Gas, kann mich überraschen.

— Die Stadt hat noch keine Gasleitung nach dem Land, sagte ich, dafür haben wir aber eine sehr schöne elektrische Kochmaschine.

Sie machte ihre Augen weit auf.

— Aber wenn Sie dem Bürgermeister sagen würden, Sie können das Haus nur weitervermieten, wenn Gas gelegt wird —?

— Ich glaube bestimmt, das würde auch nichts ändern.

— Nun, antwortete sie frisch, ich habe immer angenommen, Saratoga würde hier schon etwas tun — aber, ich denke nicht, daß wir uns darüber Gedanken machen müssen, weil ich nicht glaube, daß meine Mädchen mit nur einem Bad zufrieden sein würden. Natürlich, überlegte sie, ich könnte ihnen ja das kleine Bad in der Halle geben und ich glaube, damit würden sie zufrieden sein, aber mein Mann müßte dann auch dort baden. Sie lachte herzlich. Wenn ich mein Bad mit Herrn Kryme teile, ist sein Kammerdiener immer ganz aufgeregt. Er haßt das Parfüm meines Badesalzes. Ist das nicht komisch?

Ich lachte pflichteifrig, während ich mir überlegte, daß, wenn sie das Haus nahm, ich meine Steuern bezahlen könnte.

— Aber da sind noch zwei Bäder auf dieser Etage, welche ...

Sie hörte nicht.



Phot. v. d. Hardt

König Georg beim Morgenritt



Garden-party im Buckingham-Palace



Mail-coaches beim Rennen in Ascot

Photos v. d. Hardt



Vor der Covent-Garden-Oper



Aldershot Tattoo

Photos v. d. Hardt



Phot. Associated Press

Jagdausritt in Eridge Castle (Schottland)



Phot. v. d. Hardt

Empfang in Schottland

— Das Wohnzimmer — da sind soo viele Bücher und alle in offenen Fächern. Anna haßt es, Bücher abzustauben. Wir mußten unsere extra in einen verschlossenen Bücherschrank geben und sie hat die Tür dann verschlossen und den Schlüssel versteckt. Wieder sah sie mich freundlich an. Anna, erläuterte sie, ist wahrscheinlich das bestgeschulte Mädchen in ganz New York.

Ich nickte dumpf. Meine Hoffnungen schwanden fast ganz.

Sie ging zur Tür.

— Sonst ist es ja ein ganz nettes Haus, sagte sie, jetzt kann ich mich nur nicht mehr erinnern — war da eigentlich auch ein Bad für James? James, fügte sie hinzu, ist der Chauffeur.

— Ja, sagte ich ihr.

— Nun, es wird doch wohl nicht erwartet, daß ich dem Gartenburschen Mittag gebe. Mein Koch würde niemals . . .

— Er kann sich ja das Essen mitbringen.

Sie ging die Treppen herunter und stand jetzt am Wagen.

— Und natürlich würde ich auch nie 2000 Dollar zahlen — es ist eigentlich unerhört, wie hohe Mieten man hier nimmt.

— Wieviel würden Sie denn geben?

Sie sah mich kalt an.

— Nun, wenn ich es mir richtig überlege, hat es ja gar keinen Zweck mehr darüber zu sprechen, denn hier sind ja viel zu viele Bäume und Melissa findet es bestimmt zu feucht für ihre Gicht. Sie setzte sich im Wagen zurecht, lehnte sich nach vorwärts, damit ich hören konnte.

— Melissa ist nämlich meine Zofe, erklärte sie freundlich.

C. G.

Hundert Jahre Liebe

Als kürzlich der Methusalem unserer Zeit, der Türke Zaro Agha, das Zeitliche segnete, drang die Nachricht von seinem Tode auch zu der ältesten Frau Rumäniens, Frau Amfe Amet Mustafa. Als die alte Dame, die selbst 120 Jahre alt war, die Todesbotschaft Zaro Aghas hörte, fiel sie um und gab ihren Geist auf. Denn der Tod dieses ältesten Mannes ging dieser ältesten Frau besonders nahe. Es war rund ein Jahrhundert her, daß Amfe die Bekanntschaft Zaros gemacht hatte und daß sich aus dieser Bekanntschaft eine Liebelei entwickelte. Und vor hundert Jahren hatte Zaro seiner geliebten Amfe einen Heiratsantrag gemacht, hatte aber einen Korb bekommen. Amfe konnte sich später nicht mehr erklären, warum sie und Zaro nicht ein Paar geworden waren.

„Meine Eltern wollten von der Verbindung mit Zaro nichts wissen und zwangen mich in den Harem eines reichen Kaufmanns“, pflegte Amfe gern zu erzählen, „sonst wäre ich eine der ersten von Zaros zwölf Frauen gewesen. Und dann wäre unsere Ehe die längste gewesen, die es seit Menschengedenken gegeben hat. So dagegen bin ich seit achtzig Jahren Witwe.“

K. St.



Premiere im Ufa-Palast

Erwin Freitag

MARGINALIEN

Kommende Filme

Ob die kommende Filmsaison bessere Spitzenfilme bringen wird, als der letzte Winter, ist noch nicht zu übersehen. Das verfilmte Schauspiel mit dem Schwerpunkt auf dem Dialog, der vertonte Gesangs- oder Operettenfilm, sind noch weit entfernt vom Tonfilm an sich, und so viel man sehen kann, ist immer noch

manches auf die bloße Publikums-wirksamkeit hin erprobte alte Rezept verwendet worden. Der „singende-klingende“ Walzer ist wieder da — der historische Trachtenfilm — die verfilmte Operette — aber auch in nicht zu übersehendem Maße neue Stoffgestaltung im Hinblick auf den Tonfilm — und nur auf den Tonfilm.

München um 1850 liebt und tanzt im „Königswalzer“ der Ufa unter der Regie von Herbert Maisch, nach einer Musik von Franz Doelle. — Franz Joseph, „in seiner Jugend Maienblüte“, umwirbt seine Sissy (*Carola Höhn*). *Willy Forst* und *Heli Finkenzeller*, *Ellen Schwannecke* und *Hugo Schrader* tanzen, lieben und walzen durch ein nach berühmten Wiener Muster singendes-klingendes München. Ein liebenswürdiger Film, der seinen Weg machen wird. — *Hans Albers*, der in der vergangenen Spielzeit (siehe *Peer Gynt*), sich bereits an die Gestaltung problematischer Schicksale herangemacht hat, wird unter der Regie von *Uczicki* bei der Ufa mit einem neuen Film „Genie und Leidenschaft“ als *Edmond Kean* herausgebracht werden und sein Können auf diesem über seine früheren Rollen hinausgehenden Gebiet unter Beweis stellen müssen. — Auch die Bavaria bringt in Kürze *Hans Albers* in einer Doppelrolle im Zusammenspiel mit *Charlotte Susa* in einer richtigen „Albersrolle“. „Der andere Perbandt“ behandelt die Rückkehr eines deutschen Fliegeroffiziers nach Kriegsende aus der Türkei; den Kampf der Freikorps gegen die Bolschewiken im Osten. Richtige Atmosphäre für *Albers*. Das gleiche gilt für seinen anderen bei der Bavaria gedrehten Film „Varieté“ mit *Annabella*, der mit dem früher schon gezeigten stummen Film gleichen Namens nichts als eben den Namen gemeinsam hat; Regie *Farkas*, rühmlich bekannt durch „la bataille“. Zu begrüßen ist es, daß *Speelmanns*, der sich mit der Zeit durch seine herzerfrischende Art viele Freunde erworben hat, in einer großen Rolle unter der Regie von *Boese* bei der Bavaria herauskommen wird. Seine Partnerin wird *Lien Deyers* sein.

„Ein ganzer Kerl“ heißt der Film, der sicher manches Erfreuliche bringen wird.

Lilian Harvey dreht bei der Ufa ihren ersten deutschen Film nach ihrer Rückkehr mit — *Willy Fritsch* (oder was dachten Sie?). *Paul Martin* führt die Regie in diesem Film, der, im Gegensatz zu den uns bekannten Harvey-Fritsch-Filmen, eine ernste Darstellung aus der finnischen Freiheitsbewegung um 1904 ist. Interessant, die Harvey in einer solchen Rolle zu sehen, noch interessanter wird es sein, festzustellen, wie ihr die Amerikanisierung in bezug auf ihre Arbeit beim deutschen Film bekommen ist. „Das Mädchen vom Moorhof“ von *Selma Lagerlöf* ist der Vorentwurf für einen weiteren Ufa-Film, der den Titel „Helgas große Liebe“ tragen wird, über dessen Besetzung aber noch nicht alles heraus ist. Die Regie wird *Detlef Sierck* vom Alten Theater in Leipzig führen.

„Der Gefangene des Königs“, unter der Regie von *Carl Boese* bei der Bavaria gedreht, sollte ursprünglich ein Unterhaltungsfilm werden, wurde aber — wie das bei einem Hauptrollenträger wie *Paul Kemp* immerhin verständlich ist — ein Filmlustspiel. Die Goldmacherei und die zufällige Erfindung des Porzellans sind im Rahmen der Handlung, die sich zur Zeit *Augusts des Starken* abspielt und die sich — Sie werden lachen, um die — Liebe dreht! *Susi Lanner*, anmutig und graziös ist die Gegenspielerin *Paul Kemps*. Die *Sandrocks*, *Hubert v. Meyrink*, *Hilde Hildebrand* (leider unter „ferner liefen“) wirken an diesem Film mit, der insofern unter einem günstigen Stern steht, als in diesem Jahre das Porzellan seinen 225. Geburtstag feiern kann. Es bleibt nur noch zu

hoffen, daß *Michael Bohnen*, der die Rolle Augusts des Starken spielt (ohne zu singen) sich mit der Zeit zu einem gelösteren Spiel durchgerungen hat. Im allgemeinen dürfte dieser Film gute Aufnahme finden.

Ein Film, der Beachtung verdienen wird, ist die abermalige Verfilmung des Agnes-Günter-Romans „Die Heilige und ihr Narr“, die seinerzeit als stummer Film eine rechte Enttäuschung bedeutete und nun mit *Hansi Knotek*, die für die Rolle des „Seelchens“ wie geschaffen scheint, und *Hans Stüwe* eine hoffentlich erfreulichere Auferstehung erleben wird. Das stark lyrische Moment des Romans und die feine Naturmalerei, die er besitzt, bieten große bildliche Möglichkeiten, haben aber, wie der ganze Stoff es überhaupt tut, die Gefahr der Sentimentalität in sich. Es bleibt abzuwarten, in wie weit diese Probleme in dem vorliegenden Tonfilm gelöst sein werden. — Ein wenig skeptisch dürfte man der neuerlichen Ganghofer-Verfilmung „Klosterjäger“ gegenüberstehen, nachdem „Schloß Hubertus“ reichlich zu wünschen übrig ließ. Andererseits hat filmisch ein derartiger Berg-Trachten-Film aus dem 15. Jahrhundert sicherlich seinen Reiz. *Paul Richter* und *Friedrich Ulmer* werden die führenden Rollen spielen.

Die Tonfilm-Operette wird — wie könnte es anders sein — natürlich auch vertreten sein. Die Bavaria hat an die Spitze ihrer Saisonproduktion die Verfilmung des „Weißen Rößl“ gestellt und bei der Ufa — eigentlich nicht direkt Operette zu nennen — wird *Kiepura* sein großes Herz und seine schöne Stimme in dem Film „Ich liebe alle Frauen“ in einer Doppelrolle dem Publikum präsentieren.

Kommende Filme sind: „Ein Glas Wasser“ mit *Gustav Gründgens*, „Die große und die kleine Welt“, der Sportfilm „Die elf Teufel“ (nach dem Bühnenstück) und ein *Lucy-Englisch-Lustspiel*.

Von englischen Filmen, die in der letzten Saison mit „Bengali“ und „Die scharlachrote Blume“ in Deutschland gestartet sind, werden in der kommenden Spielzeit 3—4 Filme der London-Films zu sehen sein. Bisher ist zu nennen: „Überfall auf Kongo“, ein Film aus Afrika, bei dem 20000 Negerkomparsen mitwirkten. Der Film ist in London bereits mit Erfolg gelaufen. Er dürfte, ähnlich wie Bengali, den englischen Kolonialgedanken zur Grundidee haben. Ein derartiger Austausch deutscher und englischer Spitzenfilme ist sicherlich auch vom Standpunkt einer immer weiter fortschreitenden Vervollkommnung des deutschen Tonfilms nicht zu unterschätzen.

Ulrich v. Uechtritz.

Goethe über die Eisenbahn

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarschen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers.“

(*Goethe zu Eckermann, 23. 10. 1828.*)

Aus den Tanzschulen

Unter dem Nachwuchs junger Tänzerinnen, die gegenwärtig den Weg von der Schule zur Bühne suchen, gibt es eine Reihe wirklicher Begabungen. Innere Entwicklungen und die Umstände, unter denen sie sich durchzusetzen hatten, geben jeder die charakteristische Note. Es ist erstaunlich, wie verschiedene Wege zum Ziel führen, das allen gleich erstrebenswert zu sein scheint: Zum freien Bühnentanz.

Da ist *Jonny Ahemm*, die in der künstlerischen Arbeit keine Kompromisse schließen will. Allgemeinbildung und Philosophie sind ihr ebenso wichtig wie Körpertraining. Ihre Tänze sind knapp und logisch um eine bestimmte Idee aufgebaut. Sie will erheben, will ein Echo im Zuschauer wecken mit den Gedanken und Gefühlen, die sie auszudrücken versucht. Seit man sie als Partnerin Otto Polemanns vor einem Jahr im Schubertsaal sah, ist fraglos eine Weiterentwicklung zu merken, obwohl das Können noch hinter dem Wollen zurücksteht.

Von den Berliner Tanzfestspielen steht *Afrika Doering* in besonders guter Erinnerung. Sie hat ihre Schöpferpause nach der noch unter Vera Skoronels Einfluß entstandenen „Monotonie“ überwunden und verfügt jetzt über ein reichhaltiges Repertoire: Vom Exotischen bis zu Mozarts Deutschen Tänzen, von der weicher schwingenden „Frage“ zu Schiffer- und Volksliedern. Sie hat ein ganz sicheres Gefühl für die Wirkung ihrer Bewegungen und kommt aus der sorglosen Atmosphäre der Günther-Trümpy-Schule, an der sie auch unterrichtet.



Friedel Romanowski

Aus der gleichen Schule geht *Fridel Finke* hervor. Man hat diesen Namen noch nicht gehört, aber man wird ihn hören. Eine ganz junge Begabung, die sich als Stenotypistin das Tanzstudium verdiente, das nur mit Opfern und zähem Willen durchgeführt werden konnte. Da sind noch keine bestimmten Ideen, sie tanzt die gewählte Musik — am liebsten Bartok — unbeschwert von Problemen einfach aus einem inneren Rhythmus und tieferen Körpergefühl heraus. Ohne zu überlegen, was sie dem Zuschauer sagen will, ohne überhaupt an ein Publikum zu denken, gibt sie doch schon etwas ganz Eigenes.

Anne von Hanffstengel sahen wir als Gruppentänzerin schon auf verschiedenen Berliner Bühnen und ihre Solotänze von der letzten Tanz-



in alt.

Anne von Hanffstengel

matinee im Theater am Kurfürstendamm berechtigen zu schönsten Erwartungen. Sie gehört zu den ganz intuitiv aus der Fülle Schöpfenden, übersprudelnd von Einfällen vom Grotesken bis zum Lyrischen. Sie tobt als Hexe, geistert als Gespenst herum oder bannt als Zauberer den Beschauer, der unter ihren Händen Wunderblumen wachsen zu sehen glaubt. Daneben klare ernste Formen, bei aller geistigen Kompliziertheit ein Suchen nach Einfachheit und Wahrheit, nach Ausdruck für seelische Probleme, die man nicht in Worte fassen kann. Da sind viele Möglichkeiten, ein ständiges Wachsen auch an der Gruppenarbeit auf der Bühne. Zum Herbst ist sie an das Deutsche Opernhaus Charlottenburg verpflichtet.

In manchem ähnlich und doch grundverschieden: *Friede Lohmann*, eine ganz starke Begabung. Auch sie noch unvergessen von der Matinee im Kurfürstendamm-Theater und mehr-

facher Gruppenarbeit. Sie weiß wenig von ihren Tänzen zu erzählen — sie muß sie eben tanzen. Alles kommt ihr aus impulsivem Erleben, bäuerlich, ursprünglich, wirklichkeitsnah. Und doch hat dieses tolle Temperament nichts Ungeformtes. Jede Bewegung — soweit man bei ihr überhaupt von einzelnen Bewegungen sprechen kann — ist in sich harmonisch und kerngesund. Thema, Musik und Kostüm sind gar nicht so wichtig — sie wird so oder so ein freudiges Erlebnis für den Zuschauer. Obwohl lachend muß sie sich ihren Weg ebenso schwer erkämpfen wie weniger glücklich Veranlagte.

Friedel Romanowski, von Kindheit an ein Tanzgenie. An keiner noch so berühmten Tanzschule, an keiner Bühne hielt es sie lange. Sie liebt ihren Tanz mehr als sich selbst.



in alt.

Friedel Romanowski

Lotte Reinigers neuester Film



Rudolf Großmann

drei Monate Arbeit braucht, kann die Begeisterung und Liebe Lotte Reinigers zu ihrer Schöpfung begreifen.

Die Figurinen sind aus schwarzer Pappe und haben Scharniere und eingesetzte Bleifolien, damit sie beweglich sind. Jede neue Geste wird mit der Hand, genau nach Inhalt des Drehbuches, durch Bewegung dieser Scharniere gelegt. Jede neue Verschiebung, sei es auch nur die kleinste, wird mit dem sogenannten Derbyapparat von unten nach oben fotografiert. Auf einen Meter Film kommen zweiundfünfzig Bilder und in der Sekunde werden vier-

Quecksilberdampfrohren verteilen gleichmäßig weißes, strahlendes Licht. Ein riesiger Glastisch bildet den Mittelpunkt des kleinen Arbeitszimmers. Schwarze Figürchen schweben mühelos, jede Bewegung voll Humor, jeder kleine Schritt, jede winzige Kopfbewegung wie eine leichte Parodie auf menschliche Schwächen und Eigenheiten.

Die Schöpferin dieser kleinen Märchen, die Dichterin und Regisseurin Frau Lotte Reiniger, arbeitet. Es ist tiefe Nacht, kein Laut dringt von außen in dieses Zimmer. Nur ein Mensch, der Einblick in die ungeheure Mühe hat, welche so ein Silhouetten-Trickfilm erfordert, der oft zwei bis

undzwanzig aufgenommen. — Vielfach wird Frau Reinigers Arbeit mit den Micky-Maus-Filmen Walt Disneys verglichen, was aber unrichtig ist; die Ausführung der vielleicht für den Laien sich ähnelnden Filme ist ganz verschieden. Walt Disney schafft mehr vom Theater aus. Seine Grotesken sind typisch angelsächsischer Stil und er zeichnet wie ein Bildhauer seine Silhouetten von allen Seiten.

Lebendig schildert Frau Reiniger ihre Arbeit: „Der große Zauberfilm wird vom Trickfilm noch übertroffen. Die Arbeit mit den Silhouetten gibt mir alle Macht in die Hand. Bei Beginn eines Filmes, wie jetzt bei

meinem jüngsten Kind, das bald aus der Taufe gehoben wird, beim *Kleinen Schornsteinfeger*, dem eine entzückende, altenglische Musik unterlegt ist, sind sämtliche Dekorationen und Silhouetten schon geschnitten. Die Figürchen haben ganz verschiedene Größen, manche müssen kleiner sein, wenn sie zum Beispiel als ‚Statisterie‘ wirken, eine große Fläche im Hintergrund mit kleinen Leuten ausfüllen müssen. Im großen Menschenfilm hat es der Regisseur schwer, jeder Schauspieler ist eine Persönlichkeit, ein eigenwilliges Wesen. Der Regisseur kann sie nicht so suggestiv in die Handlung zwingen, daß sie im Spielfilm die Bilder ergeben, welche nach dem Manuskript ihm vorschweben. In meine Figürchen lege ich als Regisseurin die Bewegungen hinein, die den Charakter der Rolle exakt wiedergeben. Dadurch entsteht eine vollkommen geschlossene Spielhandlung. Es ist wundervoll, daß ich in meinen Filmen die Möglichkeit habe, jeden Einfall meiner Phantasie technisch auszuführen. Meine Figürchen lassen sich ganz präzise das Wort in den Mund legen, begleiten die Handlung mit Musik. Jede Bewegung harmoniert mit dem Wort. Mir wird oft vorgeworfen, daß meine Filme zu künstlerisch wären, nicht leicht verständlich. Ich stehe aber auf dem Standpunkt, daß gerade die breite Masse des Volkes, eine Leistung, ganz gleich auf welchem Gebiete der Kunst sie sich vollzieht, so gesteigert wie nur möglich sehen soll, denn das Volk ist kein Verächter der wirklichen Kunst.“

Liebevoll legt Lotte Reiniger ihr kleines Schornsteinfegerlein auf den Bauch.

„Es ist auch eine große Arbeit, so einen Film finanziell zu kalkulieren. Es wird wie beim gewöhnlichen

Film ein Manuskriptentwurf gemacht, in dem die ungefähren Angaben über die Länge der einzelnen Szenen enthalten sind. Aber die Freude am Werk treibt immer zu Verschönerungen und Erweiterungen. Es ist komisch ... ich wollte Schauspielerin werden und ging zu Reinhardt. Dort unterhielt ich meine Kollegen, indem ich ihnen Silhouetten schnitt. Werner Kraus, den ich besonders verehere, gab mir als erster den Rat, Trickfilme zu machen ... und dabei blieb es nun auch.“ Unwillkürlich muß man, wenn man Lotte Reiniger, diese liebe, mütterliche Frau an der Arbeit sieht, an ein Bild im Kinderlesebuch denken: Wie der große, große Riese auf dem Acker kniet und auf seiner Hand das kleine Menschenfräulein liebevoll betrachtet ... genau so zärtlich und behutsam trägt Riesin Lotte ihren kleinen Schornsteinfegerprinzen durch das Atelier ... durch das Märchenland, das wir große Kinder so gerne sehen und erleben. *R—n.*

Akademie — Ausstellung im Herbst 1935. Die Preußische Akademie der Künste veranstaltet im Herbst eine Ausstellung von Werken der Malerei und Bildhauerkunst, zu der freie Einsendungen zugelassen sind. Die Anmeldung der Werke hat bis zum 15. September, die Einlieferung in der Zeit vom 5. bis 18. September zu erfolgen.

Schlesische Kunstausstellung 1935. Die große schlesische Kunstausstellung dieses Jahres findet vom 1. bis 30. September in der Poelzighalle des Breslauer Ausstellungsgeländes statt. Mit der Ausstellung ist die Verteilung des Kunstpreises der Stadt Breslau verbunden, der 1200 Mark beträgt.

Gelegentlich der **Briefmarken-Ausstellung 1935**, die vom 30. August bis 1. September im Zoo abgehalten wird, werden seitens der Reichspost zwei Serien zu je fünf Postkarten mit amtlichen Wertstempeln zu 3, 5, 6, 10 und 15 Pfennig herausgebracht werden. Die eine Serie trägt als Sinnbild den Berliner Bär, die andere einen Hermes, der Marken über Berlin streut.

Wolf Dietrich à la Caspar Hauser

Über den jüngsten Fall einer Wolf-Dietrich-Geschichte berichtet Mr. Habibur Rahman, der Korrespondent der Zeitung „The Aljamiat“ in Delhi, dem „Querschnitt“ folgende Einzelheiten, die er selbst erlebt hat:

Am 23. Januar 1933 begab ich mich mit meinem Vetter, dem Polizeiinspektor Khahil ul Rahman aus Rampur und einigen anderen zu einem Jagdausflug in die Umgebung von Rampur. Gegen Abend stießen wir auf eine Herde Wölfe, in deren Mitte wir zu unserm Erstaunen ein nacktes Kind von etwa 12 Jahren bemerkten, welches mit den wilden Tieren spielte. Wir glaubten, unseren Augen nicht trauen zu können und schlichen uns näher heran, um das ahnungslose Kind aus der Gefahr zu befreien, ehe es von den Bestien zerrissen wurde. Als wir jedoch näher kamen, verschwand plötzlich die ganze Herde mit dem Kinde in einer Höhle. Nur mit großer Mühe gelang es uns, die alten Wölfe zu erschießen und den Knaben mit uns zu nehmen, der sich mit Händen und Füßen wehrte, zu den Tieren zurück verlangte und wie ein wildes Tier um sich biß. Es stellte sich heraus, daß das Kind schon jahrelang mit den Tieren zusammengelebt und alle menschlichen Sitten abgelegt hatte.

Der Transport des Kindes nach der Stadt war nur mit großer Mühe und Geduld möglich, und unsere Jagdbeute erregte dort ungeheures Aufsehen. Alle Erkundigungen, die sofort nach der Herkunft des Knaben eingelesen wurden, blieben jedoch merkwürdigerweise erfolglos. Er gebärdete sich derart wild, daß er mit Stricken gebunden werden mußte, die er aber zerriß, so daß man ihn nur mit eisernen Ketten fesseln

konnte. Er verweigerte jede Nahrungsaufnahme und heulte und kratzte in einem fort. Überhaupt legte er eine entsetzliche Angst vor Menschen an den Tag. Als er beharrlich die menschliche Nahrung verweigerte, sahen wir uns gezwungen, ihm rohes Fleisch zu geben, das er mit einem wahren Heißhunger verzehrte. Bis heute hat der Knabe sich einige menschliche Manieren angeeignet, er versteht auch die Sprache, kann jedoch keinen menschlichen Laut von sich geben. Die Erziehung des bedauernswerten Jungen macht seinen Pflegeeltern große Sorge und man hat es schon bedauert, daß man den Knaben nicht bei seinen geliebten Wölfen gelassen hat.

Diese Geschichte klingt zwar unglaublich, wird jedoch aus den Verhältnissen in Indien erklärlich. Die großen Dschungel sind von den Großstädten wie Delhi und Benares nicht weit entfernt und man kann des Nachts in den Städten oft das Heulen und Schreien der wilden Tiere hören. Die Häuser der indischen Bauern sind aus Lehm gebaut und so primitiv, daß es für ein starkes Tier ein leichtes ist, in das Haus einzudringen. Der Raub von Ziegen und Hammeln gehört zu den täglichen Erscheinungen. Ebenso kommt es nicht selten vor, daß in den heißen Sommernächten, wo die Menschen unter freiem Himmel schlafen, kleine Kinder geraubt werden. Um einen solchen Fall handelt es sich ohne Zweifel auch hier. Aus welchem Grunde jedoch das Kind am Leben blieb und mit den Tieren zusammenleben konnte, bleibt immerhin unerklärlich.

Komparserie

Auf dem Podium steht Jan Kiepura und singt. Das heißt: Sein Mund formt die Melodie eines Liebesliedes, sein Gesicht lächelt, die Hände deuten beschwingte Gesten an. Kein Ton ist zu hören.

Hinter Kiepura spielt das Orchester. Zwei Minuten, drei Minuten — — — Das seltsame Spiel mit dem Tenor ohne Stimme geht weiter.

Seitlich vom Podium stehen Scheinwerfer. Ein Ruf des Regisseurs unterbricht die Szene. Drehpause bei den Außenaufnahmen zu dem Kiepura-Film „Ich liebe alle Frauen...“ Es war ein kleiner technischer Kniff: Kiepuras Liebeslied hatte man bereits vorher tonlich aufgenommen. Es kam nur auf seine stumme Ergänzungsszene an.

Die Aufnahme wird im Berliner Zoo gedreht, wo etwa 250 Komparsen mitwirken. In den Reihen zwischen den Stühlen spielt sich eine kleine Modenschau ab, die an Baden-Baden erinnert: Elegante Frauen, hinter ihnen Herren mit hellen Gamaschen und hellen Hüten. Wie in einer Schau wandert die Trägerin des schwarzen Komplets vorbei. Ihre braun geschminkte Haut fällt auf. Eben lacht eine reizende Französin und legt kokett einen Schal um den Hals. Einen Schal mit roten Tupfen auf blauem Grund ...

Ein Ruf des Regisseurs bringt Bewegung in die Menge. Beifall wird jetzt gefilmt. Deutscher und französischer Beifall. Bitte sehr, es ist nicht gleichgültig, ob die deutsche oder die französische Komparserie in die Hände klatscht. Es sind sehr interessante Unterschiede bei derselben Szene in der deutschen und französischen Fassung eines Films. Sogar in der einfachsten Hand-

bewegung spiegelt sich die Mentalität der Menschen ...

Eine dunkelhaarige Frau aus der französischen Komparserie, die geläufig deutsch spricht, erzählt, wie sie zum Film kam:

Erst Fotomodell in einem Pariser Atelier. Einem erstklassigen Atelier natürlich. Man weiß, viele von den heute größten Schauspielerinnen haben als Fotomodell angefangen. Dann kam eines Tages die große Chance. Eine Zeitung suchte die beste Nachahmung eines Garbo-Typs für ein Preisausschreiben. Schminkstudien im Atelier. Bei der Probe fiel sie auf. Es dauerte nicht lange, so hatte sie einen guten Vertrag in der Tasche. Jetzt begann eine neue Zeit. Sie war gefragt und machte Karriere. Zwei Jahre später lockte Hollywood. Das hieß Stargage. Es ging wie in einem Märchen. Sie spielte einen Film, noch einen Film und noch einen Film. Geld kam und zerrann wieder. Dann stand sie vor der ganz großen Chance, die den Weltstart bedeuten sollte. Man setzte alles für sie auf eine Karte. Es sollte ein Millionenfilm mit einer Bombenrolle sein. Das Schicksal oder der Zufall, wie man sagt, baute ein prächtiges Kartenhaus. Aber es war eben nur ein Kartenhaus. Den Windstoß, der es umblies, spielte in diesem Fall der Brief eines Mannes, den sie liebte. Es war eine Absage. Eine Frau, die nicht geliebt wird, versagt. Sie versagte im Spiel, das für sie das Leben war. Absagebriefe sind leider immer eine unangenehme Sache. Man sollte sie eigentlich nie schreiben ...

Es wurde ein Mißerfolg. Millionenfilm plus Bombenrolle waren vorbei.

Sie war nicht mehr gefragt. Man zuckte die Achseln. Man hatte ihr

einmal die Chance gegeben, ein zweites Mal nicht. Vielleicht wäre sie wieder nach oben gekommen. Nur nicht in Hollywood. Jetzt ist sie eine Nummer in der Menge der Komparserie geworden. Ein erschütterndes Schicksal. —

Eine auffallende Blondine erzählt ihre Lebensgeschichte. Sie hat erst klein angefangen. Dann bekam sie einen Ruf nach Hollywood. Dann kam die große Chance. Ein Film mit

einer Bombenrolle, wo alles auf sie gesetzt wurde. Während der Aufnahmen bekam sie einen Brief eines Mannes, den sie liebte. Eine Absage. Eine Frau, die nicht geliebt wird ...

Erschütternd.

Der Regisseur kam und trieb die Herumstehenden auf ihre Plätze. Er kannte die erschütternden Reklamegeschichten, die man als Komparse erzählt. Er hatte sie in seiner Jugend auch erzählt. Ti.

Die beiden einzigen Feinde

In ihren berühmten Briefen erzählt die mit dem Herzog von Orléans verheiratete Markgräfin Luise Charlotte von Bayreuth, genannt Liselotte von der Pfalz, folgende Geschichte:

Ein Konseiller de la grande chambre in Paris hatte einen von seinen guten Freunden besucht, und weil der Freund sein naher Nachbar war, wollte er zu Fuß wieder nach Hause. Ein großer Kerl, weißgrau gekleidet, trifft ihn an, sieht ihm ins Gesicht, sagt zu ihm: „Ah, c'est vous, monsieur Hiket! il y a longtemps que je vous attends!“, schießt drauf mit der Pistole nach Monsieur Hiket, die Pistole fährt ihm durch die Haare, rührt ihn aber nicht. Er meint, er täte wohl, sich erschossen zu stellen und ruft: „Ah, je suis mort“ und wirft sich auf den Boden. Der den Schuß getan, antwortet: „Tu n'est pas mort, puisque tu parles“, geht wieder zu ihm und noch ein anderer in einem graubraunen Anzug, ziehen die Degen und geben dem armen Mann noch sechsundzwanzig Stiche, vier in den Leib, die andern aber nur in die Kleider. Die Nachbarn liefen herzu, man führte Monsieur Hiket in seines Freundes Haus. Man hofft,

daß er davonkommen solle. Man hat ihn gefragt, wer seine Feinde sind, er sagt, er hätte keine als seine Frau und sein Portner (Portier). Vorgestern wurde der Portner in Verhaft genommen. Der muß auf die Frau bekannt haben, denn gestern ist die Frau auch eingezogen worden. Das ist die neueste Historie, so wir hier haben.

*

Im Jahre 1934 wurden in Deutschland insgesamt 20 852 neue Bücher gedruckt und veröffentlicht, gegenüber 21 601 Büchern im Jahre 1933 und 31 595 im Jahre 1925. Es erscheinen 6288 Zeitschriften im Jahre 1934 gegenüber 7652 im Jahre 1932 und 6127 im Jahre 1925.

*

Die Idee, *die Olympischen Spiele* der Antike wieder zu neuem Leben zu erwecken, stammt von dem französischen Baron Pierre de Coubertin, der 1894 auf dem großen internationalen Sportkongreß in Paris mit seinen Gedanken darüber hervortrat. Bereits zwei Jahre später, 1896, fand dann in Athen die *erste Olympiade der Neuzeit* statt. Die im Jahre 1936 in Deutschland stattfindende Olympiade ist die 9. Olympiade seit dieser Zeit.



Die Sachverständigen beim Ausrennen

O. Dellling

Tagungen und Ausstellungen

- Berlin. Große Freilandblumenschau.
20. Juli — 1. September.
- Eisenach. Deutscher Dramatiker-Kongreß. September.
- Nürnberg. Dendrologische Gesellschaft. 6.—11. August.
- Dresden. Gesellsch. deutscher Neurologen und Psychiater. 8.—13. August.
- Leningrad. 15. Internat. Kongreß für Physiologie. 9.—17. August.
- Mainz. Philatelisten-Verbände. 16. bis 19. August.
- Oxford. 6. Int. Kongreß des Gesamtverbandes der päd. Vereinigungen. 10.—17. August.
- Venedig. Int. Filmkunst-Ausstellung. 10.—25. August.
- Altona. Siedlungs-Ausstellung. 24. Aug. bis 15. September.
- Berlin. Int. Kongreß f. Bevölkerungswissenschaft. 26. August — 1. Sept.
- Vichy. Intern. Komponisten-Tagung. 26.—31. August.
- Berlin. 5. Intern. Juwelier-Kongreß. 28.—31. August.
- Heidelberg. Deutscher Buchdrucker-Verein. 31. August — 2. September.
- Köln. Deutsche Botanische Gesellschaft. 31. August — 15. September.
- Karlsbad. Int. Musikfest. September.
- Kopenhagen. Intern. Kongreß für Bibliographie. 10.—14. September.

NEUE BÜCHER

Walter Zechlin, *Diplomatie und Diplomaten* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart/Berlin). Zechlin, der drei Jahrzehnte auf dem diplomatischen Parkett zugebracht hat, weiß allerlei zu erzählen. Er hat dabei eine recht ansprechende Form gefunden: die Verbindung von Plauderton und Belehrung. Hauptsache bleibt der diplomatische Betrieb, Humor und Ironie fehlen nicht. Mit angenehmer Offenheit geschrieben, ist das Buch geeignet, das alte Vorurteil über die „Geheimniskrämerei“ der Diplomatie zu zerstreuen.

Paul Wiegler, *Schicksale und Verbrechen*. (Verlag Ullstein, Berlin.) Die deutsche Kriminalliteratur ist nicht übermäßig reich an guten Werken. Um so wertvoller erscheint Paul

Neuerscheinungen

Grellius Buchhandlung u. Antiquariat

Berlin W 8, Mohrenstr. 52 / A 2, Flora 7626
[U.-Bht. Friedrichstadt] / Gegründet 1737

Größtes Antiquariatslager

Ankauf einzelner Stücke und ganzer Bibliotheken

Wiegler's Beitrag, der sich in die 126 wichtigsten Prozesse der letzten hundert Jahre vertieft hat. Den Sammlungen Pitavals und seiner Nachfahren und vor allem des großen deutschen Kriminalisten Anselm Ritter von Feuerbach schließt es sich würdig an, mit dem vorteilhaften Unterschied, knapp und klarer in der Sprache zu sein.

F. C. H.

Peter Dörfler, Der Zwingherr (Verlag G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin, geh. RM. 3.50, geb. RM. 4.80). Das Buch ist der zweite Teil einer großangelegten epischen Schöpfung, das zeigt, wie der Wille eines einzelnen starken Menschen die ganze soziologische Struktur eines Landstriches beeinflussen kann. Es handelt sich um das Allgäu, das der weitblickende, einfallreiche Held aus den Fängen der niedergehenden und nicht mehr ertragreichen Flachswweberei löst und auf die Käseerei nach Schweizer Muster umstellt. Im ersten Bande „Der Notwender“ sah man den Anfang solchen Planens, jetzt ist das wirtschaftliche Maß seines Gedankens gewachsen, fruchtbringend für das ganze Land; aber nun macht sich Kleinmut, Unverständnis und verwandtschaftlicher Neid an ihn und will seinen Aufbaugedanken stören. Da sein Besitz immer größer geworden ist, sich Matten, Almen und Käseereien in ihm vereinen, gilt er nun als Ausbeuter und „Zwingherr“, und ist doch nur der gerechte Sachwalter, der strenge Zuchtmeister und Herr, der jedem sein Teil nach Verdienst zumißt.

Kurt Elwenspoek, Ein Mädchen ohne Mutter (Wolfgang-Krüger-Verlag & Co., G. m. b. H., Berlin, broch. RM. 4.—, geb. RM. 4.80). Das Schicksal eines einsamen Mädchens, das vom großstädtischen Leben verschlungen wird. Sympathisch und

bedeutsam, obwohl eigentlich mehr eine Reihe von Episoden, die nicht zu einer durchgehend gestalteten Dichtung geworden sind.

Ernst Wiechert, Hirtennovelle (Albert Langen / Georg Müller, München, geb. RM. 2.20). Wieder ein echter Wiechert. Eine Novelle, die rührend lyrisch beginnt, um dann heroisch und kraftvoll zu enden. Ein kleines Meisterstück.

Franz Schauwecker, Die große Sage (Frundsberg-Verlag, Berlin, geb. RM. 5.40). Der Verfasser gibt in seinem Vorwort selbst an, daß es sich um „Dichtung“ handele, also um die Legende vom meerdurchstoßenden Heldenleben eines ganzen Volkes, das das Blut so vieler Völker, Erdteile, wild erobernd, durchsetzte. Von den Sagas an, aus denen diese Männer steigen, bis zu Robert Guiskards Heldenfahrt und der herrlichen Verklärung normannischen

Meistverkaufte Bücher

Juni 1935

Nach Umfragen

Wiechert, E., *Hirtennovelle*
 Burckhardt, Richelieu
 Grfn. Conrad v. Hötzenhof, *Mein Leben mit Conrad v. Hötzenhof*
 Lockhart, *Als Diplomat, Bankmann und Journalist im Nachkriegseuropa*
 Zechlin, *Diplomatie und Diplomaten*
 Beebe, *923 Meter unter dem Meeresspiegel*
 Thassilo v. Scheffer, *Kultur der Griechen*
 Lichnowsky, *Delaide*
 Waln, *Süße Frucht, bittere Frucht. China*
 Gedat C. A., *Ein Christ erlebt die Probleme der Welt*
 Rosenberg, *An die Dunkelmänner*
 Hoche, Alfred E., *Jahresringe*
 Gullbranssen, *Und ewig singen die Wälder*
 Künneth, *Antwort auf den Mythos*
 Kennicot, M. B., *Das Herz ist wach*

Wenn Sie Freunde oder Bekannte haben, die den „Querschnitt“ noch nicht kennen, dann geben Sie uns bitte nachstehend ihre Anschriften bekannt, damit wir ihnen ein Probeheft senden können.

VERLAG DES „QUERSCHNITT“

An die Querschnitt-Auslieferungsstelle

LEIPZIG C 1

Postfach 438

Senden Sie bitte ein Probeheft an folgende Anschriften:

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.

Ort und Straße:

Unterschrift

Der Querschnitt erscheint monatl. einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag (Auslieferung: Leipzig C 1, Postfach 438) zu beziehen. Preis des Heftes M. 1,50.— In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr. 1,90.— Vierteljährl. M. 4,— (S. 8,—) Jahresabonnement in Deutschland M. 15,—; in Österreich: S. 30,—; in der Schweiz: Fr. 20,— zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen

Was die Welt vom Saarkampf nicht weiß:

Weltgeschichte an der Saar

von **Karl Barts**

Oktav. 254 Seiten Text. Viele Bilder. In Leinen gebunden RM 5.-

Es liegt im Wesen politischen Kampfes, daß die Gegner sich keinen Einblick in ihre Stellungen geben. So ist das Bild, das wir alle vom Saarkampf haben, einseitig und lückenhaft.

Der Presseleiter des Reichskommissars Bürckel im Saarkampf gibt jetzt den genauen Schlachtbericht. Für alle nicht Eingeweihten wird er eine Überraschung sein. Das ganze Hin und Her, Niedergeschlagenheit und jubelnde Freude, Gewalt und List dieses Kampfes werden rückhaltlos gezeichnet.

Aber das ist das Besondere dieser Zeichnung: eine unerhörte Lebendigkeit der Darstellung. So zuverlässig auch jede Einzelheit berichtet wird, — das Ganze erscheint wie ein Roman voll ungeheurer Spannung.

Diese Spannung ist echt und dem Leser ein Erlebnis, weil sie der Niederschlag jener Spannung ist, die Bürckel selbst, den Kreis seiner Mitarbeiter und darüber hinaus unser ganzes Volk erfaßt hatte: die Spannung eines nationalsozialistischen Kampferturns, die Spannung der ersten außenpolitischen Schlacht, die das Dritte Reich gewann.

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Auslieferung durch

WESTMÄRK = VERLAG G. m. b. H.

Heidelberg - Saarbrücken

ZWEI NEUE BÜCHER von Prof. Dr. K. VON SPIESS

Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur

Ganzleinenquartband, 272 Seiten mit 54 Abbildungen im Text und auf Tafeln. RM. 4.80

Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn

Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst

2. Auflage. Halbleinenquartband, 296 Seiten mit 149 Abbildungen im Text. RM. 5.80

Die ersten drei Urteile:

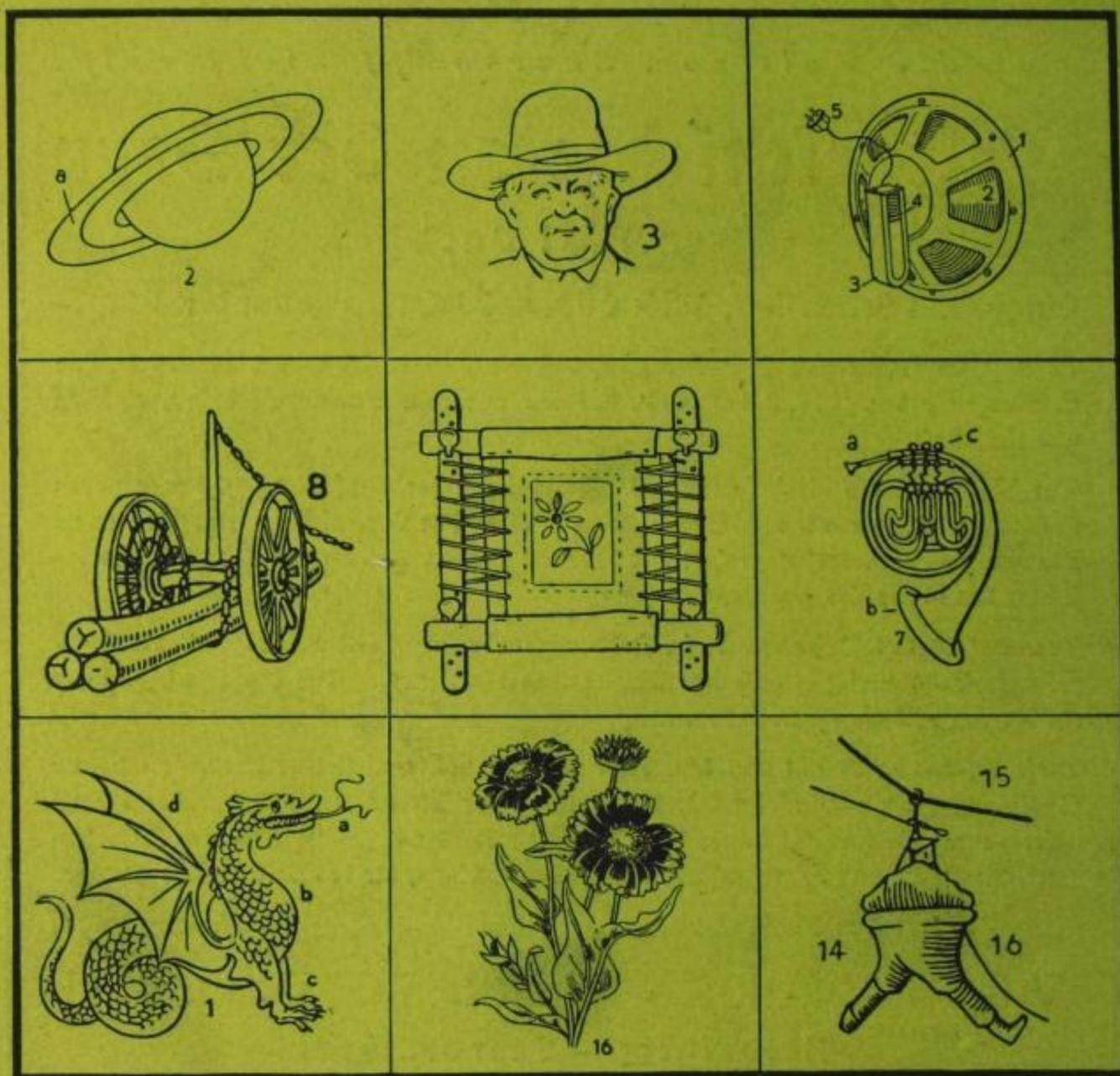
„Ein verheißungsvoller Auftakt neuer volkskundlicher Betrachtungsweise. Eine überraschend einheitliche und geschlossene Arbeitsgrundlage. Volkskunde unter einem großen Einheitsgesichtspunkt gesehen . . .“
Dr. Matthes Ziegler.

„Das Buch ist mehr als eine Lektüre, es ist ein Programmbuch mit aufrechter völkischer Haltung, ein Nachschlagewerk, dessen Gesinnung und Gewissenhaftigkeit Vertrauen einflößt.“ Völk. Beobachter, Nr. 357/58.

„Ein Werk, das für die gesamte deutsche Wissenschaft von richtunggebender Bedeutung ist, dem Bauertum wie aus der Seele gesprochen. Dem Buch muß uneingeschränktes Lob gespendet werden. Wir stehen nicht an, den Verfasser ein Beispiel des volksverbundenen deutschen Wissenschaftlers — so wie wir ihn wollen und brauchen — zu nennen.“
Dr. Hans Strobel.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

HERBERT STUBENRAUCH VERLAGSBUCHHANDLUNG BERLIN W 35



Was ist das?

Sie denken an ein Bilderrätsel? Nein, Sie sollen nur die richtige Bezeichnung für diese Gegenstände und ihre Einzelteile angeben. Sicher kennen Sie auch sonst viele Gegenstände dem Aussehen nach, wissen aber nicht, wie sie heißen. Oder Sie kennen manches dem Namen nach, wissen aber nicht, wie das Ding aussieht. Aus dieser Schwierigkeit hilft Ihnen der neue

Bilder=Duden

(Der Große Duden IV, Bildwörterbuch)

der das gesamte bildmäßig erfassbare Wortgut der deutschen Sprache darstellt. Es ist ab Mitte August in jeder guten Buchhandlung für 4 RM zu haben.



Z. 80 1291